

**„Man meint, man müßte sie grad alle
katholisch machen können“**

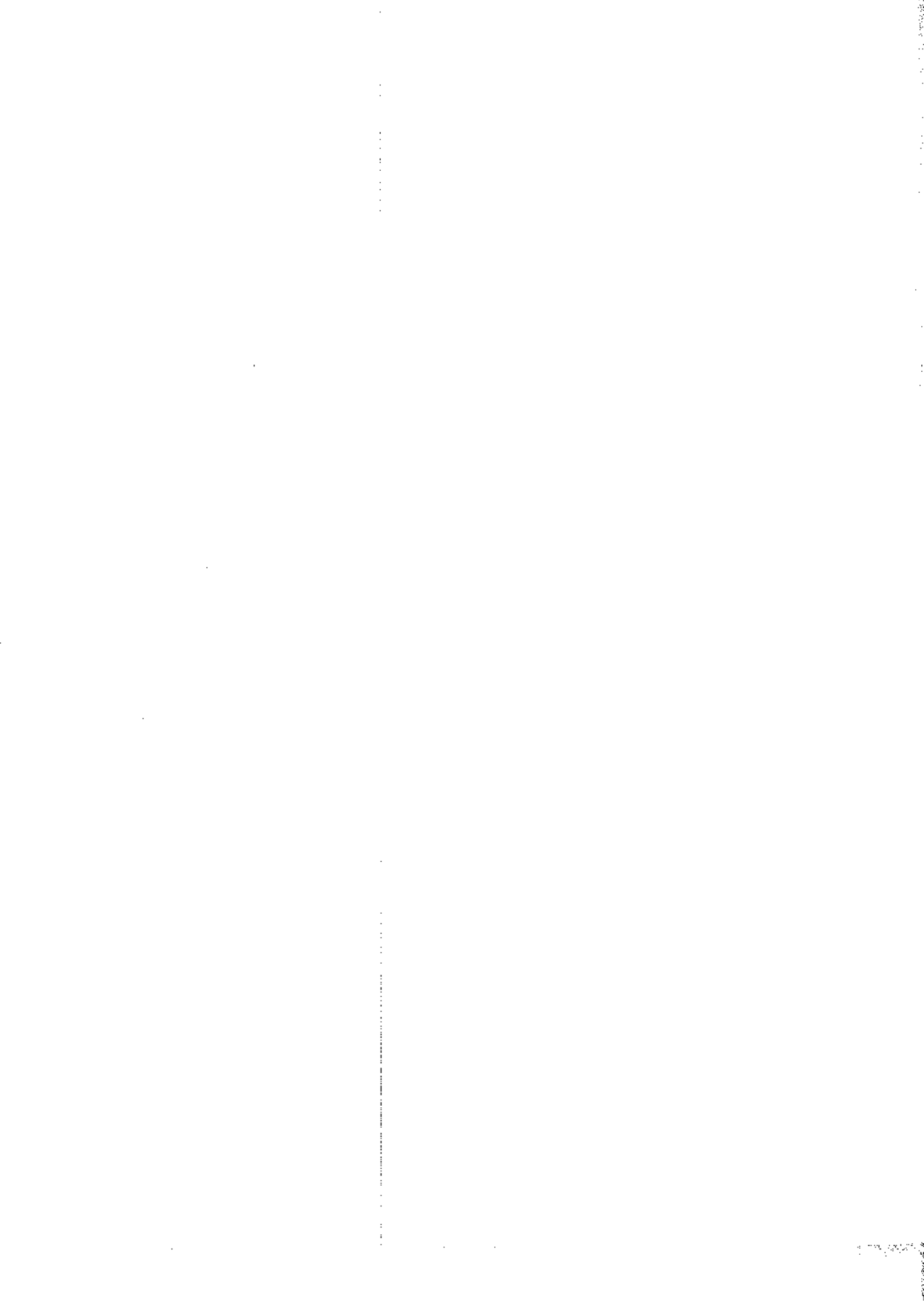
Tiroler Beiträge zum Kolonialismus

Anton Holzer/Benedikt Sauer (Hg.)



Skolast

1992



***„Man meint, man müßte sie grad alle
katholisch machen können“***

Tiroler Beiträge zum Kolonialismus

Anton Holzer/Benedikt Sauer (Hg.)

Südtiroler Hochschüler/innen/schaft
Dritte Welt-Zentrum Bozen

Umschlagbilder:

Missionsbildchen, in Tirol verbreitet vor 1900 (vorne)

Kanonherstellung in einer Innsbrucker Gußhütte, Hans Burgkmair,
Anfang des 16. Jahrhunderts (Rückseite)

Alle Rechte vorbehalten

Bozen/Innsbruck 1992

Erscheint als Sondernummer der Zeitschrift „skolast“, Nr. 3/4 1992, hrsg. und verwaltet von der Südtiroler HochschülerInnenschaft, Bozen. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Walter Fill, Eintragung Landesgericht Bozen r. st. i. / 56, Erlaß vom 18. 6. 1956

Graphisches Konzept und Layout: Willi Pechal, Strad bei Tarrenz

Druckbild: Graphic Line, Bozen

Druck: Cierre Grafica, Verona

Bestellungen an:

Südtiroler HochschülerInnenschaft Schlernstr. 1 39100 Bozen Tel. 0471/974614	Dritte Welt-Zentrum Bozen Lauben 49 39100 Bozen Tel. 0471/970489	die Herausgeber A.-Hofer-Str. 16/5 6020 Innsbruck Tel. 0512/572404
---	---	---

Inhalt

Kein Grund zum Feiern	7
<i>Inaki Egaña</i>	
Imperiale Interessen Spaniens und Europas am 500. Jahrestag	9
<i>Peter Stöger</i>	
Keine Niederlage soll es gewesen sein ... 1492–1992: Pädagogisch-anthropologische Überlegungen	15
<i>Benedikt Sauer</i>	
Habsburger Hofkunst Die Inszenierung des „Spanien-Jubiläums“ in Tirol	31
<i>Gene Sensesig</i>	
Die heimischen Wurzeln des internationalen Sozialdumpings Zur Beteiligung der Tiroler Montanindustrie an der Eroberung Amerikas	41
<i>Ruth Holtzhauer</i>	
Aufopferungsvoll im Kampf gegen die Krankheiten der Welt Die Biochemie in Kundl. Wirtschaftskolonialismus am Beispiel eines Tiroler Pharmakonzerns	57
<i>Josef Stricker</i>	
Mission mit Kreuz und Schwert	67
<i>Anton Holzer</i>	
„Oh, guter Weißer, erbarme dich, kaufe mich, ich bet' für Dich“ Zur Logistik der missionarischen Eroberung. Die Sprache der Missionsbildchen	79
„Chineselen tut's schon sehr stark“ Die „Heidenbekehrung“ im Fotoalbum eines Tiroler Missionars	91

„Den Ma Tse Tung soll bold amol der Tuifl selber howlen“ Ein Gedicht zur Rückkehr zweier Chinamissionare in die Heimat	105
„... Von da an hieß sie Maria Elisabeth Hirth“ Geschichte der kleinen Lola, erzählt von Bischof Hirth von den Weißen Vätern	107
<i>Robert Buchschwenter</i>	
Kein Blut und sehr viel Boden Luis Trenkers Projekt „Neue Heimat“	111
<i>Giorgio Mezzalana</i>	
Un nuovo mondo da raccontare Die Imagination des Südtirols und der Südtiroler neue Novellen einer Zeitschrift des faschistischen Regimes	121
Kurze Auswahlbibliographie	131
Bildquellen	132
Autor/inn/en	133

Kein Grund zum Feiern

Dieses Buch ist, obwohl anlässlich eines runden „Jubiläums“ entstanden, keine Festschrift. Im Gegenteil: Es stellt den Versuch dar, die vermeintliche Festlichkeit selbst, die 500-jährige Geschichte der sog. „Entdeckung Amerikas“, aus einer regionalen Perspektive kritisch zu hinterfragen und in diesem Zusammenhang auch die Inszenierung der „Entdeckungs-Feierlichkeiten“ an Ort und Stelle, nämlich in Tirol, zum Thema der Auseinandersetzung zu machen. Dabei dient uns „Amerika“ vor allem als Anlaß, um Spuren Tiroler kolonialen Denkens und Handelns, um den leider bis heute vorhandenen Beiträgen Tirols zum Kolonialismus unabhängig von ihrem geographischen Bezug anhand einzelner Beispiele nachzugehen.

Historische Jubiläen wie dieses sind nicht naturwüchsig entstanden und spielen sich auch nicht im luftleeren Raum ab. Es sind vielmehr bewußte gesellschaftliche Inszenierungen einer gereinigten, glorreichen Vergangenheit, Meilensteine einer offiziell verordneten kollektiven Erinnerung. Solche Jubiläen sind aber auch massenwirksame Umdeutungen aktueller politischer Ereignisse im Lichte aufpolierter Mythen aus der Vergangenheit. Ebenso wie beispielsweise die spanische Inszenierung des Kolumbus-Jahres bewußt in einen gesamteuropäischen Kontext gestellt wird, phantasiert das EG-euphorische Österreich die spanischen Ausläufer der ehemaligen Habsburger-Dynastie gewissermaßen als Prototyp eines künftigen EG-Europa, das auch Österreich voll in sich aufnehmen soll. Solchen und ähnlichen Zusammenhängen versuchen die drei einleitenden Beiträge dieses Bandes (Inaki Egaña, Peter Stöger, Benedikt Sauer) – freilich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven – nachzugehen.

Dieser erste Blick hinter die Kulissen der „Feierlichkeiten“ bzw. die Auseinandersetzung mit der symbolischen Verdichtung der herrschenden Politik in den „Entdeckungsfestakten“ ist der Ausgangspunkt und der erste Schwerpunkt des vorliegenden Bandes. Von hier aus wird die Optik der Untersuchung erweitert und verengt zugleich. Der Blick wird sowohl zeitlich zurück, an einige Schlüsselstellen in der Geschichte der kolonialistischen Ausbeutung geworfen als auch auf aktuelle Beispiele kolonialistischer Beziehungen. Innerhalb der Schwerpunkte Wirtschaftskolonialismus (Gene Sensenig, Ruth Holtzhauer), missionarischer Eroberung (Josef Stricker, Anton Holzner) und kultureller Hegemonievorstellungen (Robert Buchschwenter, Giorgio Mezzalana) wird versucht, gerade die heimischen Spuren des Kolonialismus zu verfolgen. Es war uns nämlich wichtig, die Kritik am kolonialistischen Charakter der Nord-Süd-Beziehungen nicht in die Ferne abzuschieben, sondern, so weit als möglich, vor Ort anzusetzen. Dies nicht so sehr im Bewußtsein einer besseren „Überschaubarkeit“ der Problematik, als vielmehr aus der Überlegung heraus, daß Veränderungen im System der herrschenden Ausbeutung auch und gerade hier vor Ort ihren Ausgang nehmen müssen.

Dieses Buch ist aber nicht nur als eine Sammlung von Textbeiträgen zum Thema „Tirol und der Kolonialismus“ gedacht, sondern darüberhinaus auch als eine Art Bilder-Lese-Buch. Die eigenständige Bedeutung des Bildmaterials in diesem Band ergibt sich, so glauben wir, nicht nur aus der Tatsache, daß viele unveröffentlichte Fotos Verwendung fanden, sondern auch dadurch, daß kolonialistisches Denken und Handeln in einem nicht unwesentlichen Ausmaß durch stereotypisierte Vorstellungen/Bilder vom „Fremden“ besetzt sind. Die Überlegung war: Kolonialismus in Bildern als Spiegelung kolonialistischer Praxis.

Die Vielfalt der Themen und Zugänge sowie die Unterschiede in der Akzentuierung der Kritik am Kolonialismus, die sich durch die Beitragfolge dieses Bandes zieht, war zwar beabsichtigt, gleichzeitig haben sich aber auch ungewollte Lücken ergeben. Es ist uns, entgegen unseren ursprünglichen Vorstellungen und Erwartungen, nicht gelungen, den Tiroler Verwicklungen im kolonialistischen Herrschaftssystem überall dort nachzuspüren, wo wir es für wichtig erachtet hätten. Noch kaum bearbeitet sind manche Themen (z.B. jenes der Mission), für manchen Blickwinkel (den literarischen etwa) war es schwer Mitarbeiter zu finden, auf manchen Aspekt sind wir erst am Ende unserer Arbeit gestoßen. Etwas enttäuschend waren auch einige späte und unerwartete Absagen. Die Beiträge dieses Buches wollen und können zusammengekommen gewiß nicht eine halbwegs umfassende Kritik und Geschichte des Tiroler Kolonialismus liefern. Sie stellen aber einen Versuch dar, am Beispiel des Kolonialismus an einigen Stellen die Rückseite und die Schattenseiten der angeblich so glorreichen Tiroler Geschichtsmythologie auszuleuchten. Was zutage kommt, sind die Bruchstücke einer verdrängten Vergangenheit, einige jener kolonialistischen Fratzen, die uns trotz aller Abwehr von hinten her anstarren.

*Anton Holzer
Benedikt Sauer*

Die imperialen Interessen Spaniens und Europas am 500. Jahrestag

Iñaki Egaña

Ich möchte mich zunächst vorstellen. Ich heiße Iñaki Egaña und bin Mitglied des baskischen Kollektivs *Amaturko Quetzal Agiria*. Es kann sein, daß dieser Name wegen seiner Mischung aus baskischer und Mayasprache (Euskara und Tzotzil), etwas exotisch klingt. Ich werde seine Bedeutung erklären.

Amaturko Quetzal Agiria ist der Name eines Manifestes, das von 100 baskischen Kulturarbeitern unterzeichnet wurde, die sich 1988 entschieden haben, Widerstand gegen die geplanten Feierlichkeiten zu leisten, die sich „500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas“ nennen. Das im Namen der Gruppe enthaltene Wort *Amatur*, kommt vom Volk der Navarro, baskisch im weiteren Sinne, in dem in den Jahren 1512 und 1521, fast gleichzeitig mit dem Eindringen spanischer Truppen in Amerika, eine Gruppe von jugendlichen ihr Land gegen die spanischen Truppen verteidigte. 1492 bedeutete nicht nur die Ankunft von Kolumbus und seinen drei Fregatten in der Karibik, sondern auch den Beginn des Aufbaus Spaniens als Staat, der mit dem Verlust der peripheren Kulturen einherging, die wie die baskische – damals und heute – um eine eigene Identität kämpften.

Mit dem Wort *Quetzal* wollten wir die Symbolhaftigkeit der Freiheit in den Namen der Gruppe aufnehmen, die dieser Vogel, der halb Mythos, halb Realität ist, für die mesoamerikanischen Kulturen hat.

Der *Quetzal* ist das Symbol der Freiheit, weil er nicht in Gefangenschaft leben kann.

Amaturko Quetzal Agiria ist also ein baskisches Kollektiv gegen die Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag, das sein Nichteinverständnis mit den geplanten Aktivitäten deutlich machen will und das gegen jede Art von Rechtfertigung der Eroberung ist. Es ist ein Kollektiv, das an die pluralistische Kultur glaubt, nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa und auf der iberischen Halbinsel. Ein Kollektiv, das auch die Beziehungen mit den Völkern auf der anderen Seite des Ozeans anders gestalten will, als sie bisher waren. Es will Beziehungen, die solidarisch und weniger paternalistisch sind, als die, die die spanische Regierung und die Europäische Gemeinschaft etablierten oder einfach fortführen möchten.

Ich werde mich kurz halten. Deshalb möchte ich einfach einige Ideen darstellen, die dazu beitragen sollen, die Reflexion und die Diskussion anzuregen.

Ich möchte zuerst darauf hinweisen, daß 1992 absolut nicht das Gedenken eines Faktums ist. 1992 ist eine globale Operation, an der sich die zwölf Länder der EG beteiligen. Eines davon ist Spanien. Ein Land, das dem Ganzen seinen speziellen Charakter verleiht. (Erinnern wir uns daran, daß Felipe Gonzáles vor kurzem gesagt hat, daß die *Hispanität*, das Spanischtum, im Zeichen des 500. Jahrestages der Entdeckung, das Wesen des 20. Jahrhunderts sein müßte.) In diesem Sinne ermöglicht das spanische Element eine interne Offensive innerhalb der EG, über die der EG-Zusammenschluß einen distinguierten,

kulturellen und künstlerischen Anstrich erhält und der die definitive „Ansicelung“ des spanischen Staates innerhalb der westlichen Gesellschaft möglich macht.

Ich werde mich noch etwas bei der *Hispanität*, dem Spanischtum aufhalten, weil wir als Basken davon besonders betroffen sind. Diese *Hispanität* verfolgt zwei Richtungen. Die erste ist die, dem Spanischtum in Europa und Amerika Prestige zu verleihen. Das zweite Ziel richtet sich mehr auf das Innere Spaniens und verfolgt die Homogenisierung der iberischen Halbinsel. Das bedeutet: Spanien als ein einziges Volk, mit einer einzigen Sprache, einer einzigen Kultur und natürlich mit einem einzigen Namen.

In diesem Sinne verbirgt sowohl der EG-Zusammenschluß, als auch die Unterstützung der EG für die spanischen Vorhaben eine Wirtschaftspolitik, die die Ausplünderung der Dritten Welt zum Ziel hat. Außerdem soll er über die Misere in den eigenen, europäischen Ländern hinwegtäuschen (wenn ich mich richtig erinnere, leben von den 325 Millionen Europäern 40 Millionen in Armut) und letztendlich ist der EG-Zusammenschluß ein Versuch, die Konkurrenzfähigkeit der EG gegenüber den USA und vor allem gegenüber Japan in Lateinamerika zu verbessern.

Spanien wird für dieses Projekt seine geschichtliche Tradition in Amerika ausnutzen. Eine zweifellos imperiale Beziehung, die Spanien nutzt, um als Vermittler zu wirken und über diese Rolle die wirtschaftlichen Beziehungen des Kontinents zu kontrollieren. Leopoldo Giliotti, Leiter der Abteilung Lateinamerika der EG in Brüssel, gab vor einer Delegation der „Kampagne zur Selbstentdeckung“ zu, daß in Amerika eine Stimmung gegen die Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag besteht und daß das Projekt des 500. Jahrestages, weil es ein spanisches Projekt ist, ein gesamteuropäisches Projekt ist. Gleichzeitig sagte er, daß Spanien starken Druck ausübt, um es nicht zu Unstimmigkeiten über die zu verfolgende Strategie innerhalb der zwölf Mitgliedstaaten kommen zu lassen.

Wir glauben, daß im Zentrum von all dem die tiefe Misere steht, in der sich der amerikanische Kontinent befindet. Und der Grund ist einfach: Die absolute Abhängigkeit von der westlichen Welt und die Auslandsschulden. Und deshalb nennen wir diejenigen, die die 500 Jahre feiern wollen, unmoralisch. Zur Zeit schuldet jeder Zentral- und jeder Südamerikaner den Banken des Kapitals pro Kopf mehr als 1.000 Dollar. Die Auslandsschuld dieser Länder hat im Jahr 1988 die 415 Milliarden Dollar-Grenze überschritten. Man sagt, daß ein „vegetatives Wachstum“ erreicht sei, das bedeutet, daß die Schulden seit langem schon die Grenzen der Rückzahlungsmöglichkeiten überschritten haben.

1987 haben die Bauern der EG eine Subvention von 33 Milliarden Dollar bezogen. Im gleichen Jahr erhielten die Weizenanbauer der USA 25 Milliarden Dollar Subventionen. Ich kenne die Daten von Japan nicht. Aber die japanische Landwirtschaft war in den letzten Jahrzehnten diejenige, die am meisten durch ihre Regierung geschützt wurde, mehr als es alle anderen Regierungen der fünf Kontinente taten.

Wenn die Makroregionen der ersten Welt ihre Produkte mit einem so erheblichen Protektionismus schützen, welche Perspektiven haben dann noch die armen Länder Lateinamerikas unter den bestehenden Handelsbedingungen, die von der Dominanz der Ersten Welt geprägt sind. Welche Perspektiven bleiben ihnen dann noch für die Ausfuhr ihres Weizens, ihres Zuckers, ihres Fleisches, ihrer Öle?

In dieser kurzen Darstellung des europäischen Kolonialismus in Amerika möchte ich jetzt auf einen anderen Aspekt eingehen: nicht weil ich glaube, daß die wirtschaftlichen Be-

ziehungen nicht die Grundlage der Ausplünderung in allen ihren Ausprägungen sind, sondern weil einige der Erscheinungsweisen der Herrschaft oft dann unbeachtet bleiben, wenn wir die Hauptlinien der politischen Macht aufzeigen wollen.

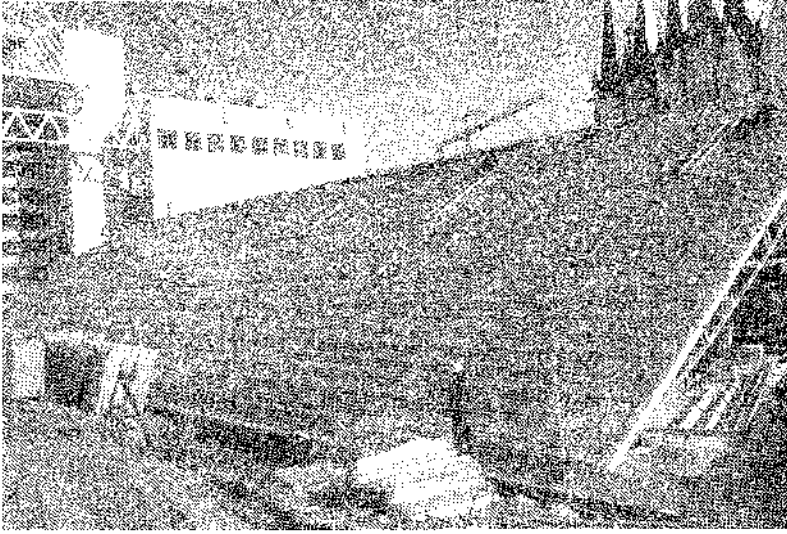
Die Dominierung eines Volkes setzt voraus, daß diejenigen, die damit nicht einverstanden sind, von denen, die es unterdrücken, als Feinde, als Untermenschen, als Wilde, behandelt werden. So war es notwendig, den Indio als unmenschlich darzustellen. Das ist das erste Gebot des Völkermordes. Vor dem Völkermord muß die Herabwürdigung der Opfer geschehen. Während der gesamten Zeit der spanischen oder angelsächsischen Vorherrschaft, wurde der Nicht-Engländer oder der Nicht-Spanier als ein Wesen zweiter Kategorie angesehen. Und diese Idce spiegelt sich in allen Eroberungen dieses Globus wider.

Juan Ginés de Sepúlveda sagte 1547, „daß die Spanier mit völligem Recht über diese Barbaren der neuen Welt und der umliegenden Inseln herrschten, die in ihren Fähigkeiten und Tugenden den Spaniern so weit unterlegen sind, wie Kinder im Vergleich zu Erwachsenen und Frauen im Vergleich zu Männern“. Der spanische Priester Gregorio García sagte bezüglich der Indios: „Sie sind faul, sie glauben nicht an die Wunder Jesus Christus und sie sind den Spaniern nicht dankbar für all das Gute, was sie ihnen getan haben.“ Als die spanischen Könige die Juden und Araber von der iberischen Halbinsel vertrieben, kommentierte Papst Paul der IV. während des Konzils von Trento: „Diese Herde von Mauren und Juden sind die Scheiße der Erde.“

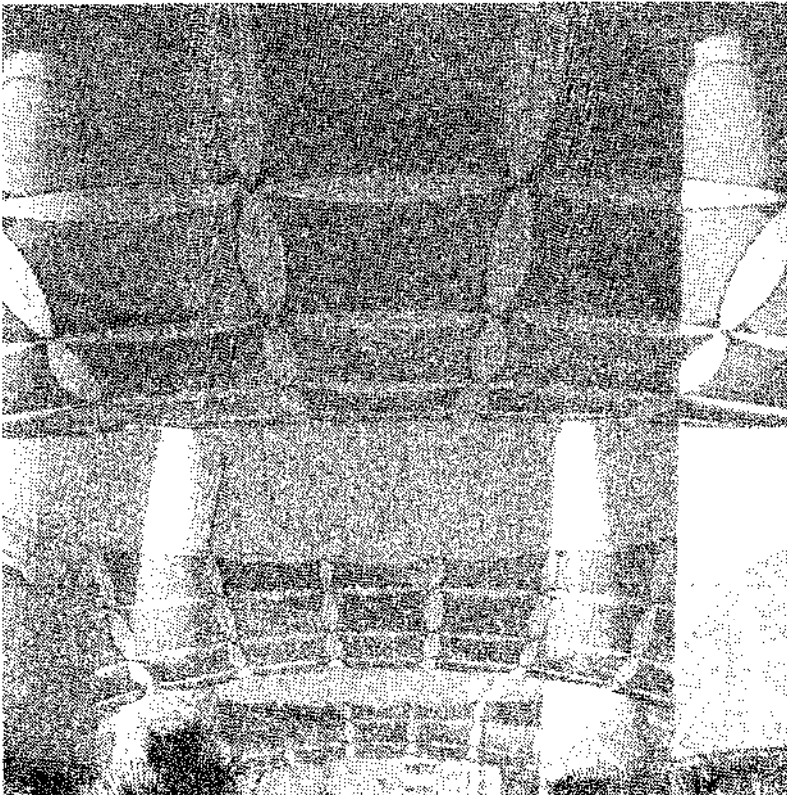
1968 sagte der damals noch nicht amtierende spätere Präsident der USA, Ronald Reagan, daß die Schwarzen „tollwütige Hunde“ seien. Und alle kennen wir die Zweifel der katholischen Kirche bezüglich der Frage, ob die „Indios“ Menschen seien, oder ihre Zurückhaltung in der Frage der Abschaffung der Sklaverei. Und heute zeigen sich die gleichen rassistischen Ideen bei denen, die die Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag verteidigen. Juan Carlos I., König von Spanien, sagte kürzlich: „Wir werden die Großtat, die wir vollbracht haben, wiederholen“. Luis Yanez, Präsident der CEVDDA, der „spanischen Kommission für die Feierlichkeiten des 500. Jahrestages der Entdeckung Amerikas“, bemerkte, daß die Kritik an den Feierlichkeiten „lächerlicher Masochismus“ sei, und daß die wenigen „Fehler“, die begangen wurden, verständlich wären. Im spanischen Staat haben die Regierungsanhänger uns, die wir uns den offiziellen Feierlichkeiten widersetzen, mit allen möglichen Ausdrücken belegt: „professionelle Denunzianten“ oder „unehrliche Wesen“.

Ich denke, daß die Kolonialisierung als ideologisches Ziel die Zerstörung aller Identitätsmerkmale der überfallenen Kulturen hat. Der erste Schritt dieses Prozesses ist die Rechtfertigung der Ungleichheit: die Indios sind minderwertiger, so wie es die Afrikaner, die Melanesier oder die Vietnamesen waren. Die höherwertige Rasse, die berufen war, den Willen Gottes auszuführen, ist die der Spanier oder der Europäer. In Spanien zum Beispiel – und ich glaube, daß dies ein deutliches Symbol dafür ist, daß die Reden und die Gedankengänge gleich rassistisch und aggressiv geblieben sind wie die der Eroberer – war der 12. Oktober, der Tag an dem Kolumbus erstmalig Land erblickte, der „Tag der Rasse“, „Tag der *Hispanität*“. Heute, unter der sozialistischen Regierung, ist er der „Nationalfeiertag Spaniens“. Das ist eine weitere Immoralität. Können Sie sich vorstellen, daß der Nationalfeiertag der Bundesrepublik der Tag wäre, an dem Hitler in Polen eingefallen ist?

Einer der Mechanismen der Erniedrigung dieser Kulturen kam mit dem linguistischen „Fenstersturz“ der unterdrückten Völker. Alle Chronisten der Kolonie waren sich darin



*Baustelle
„Österreich-Pavillon“
bei der Weltausstellung
in Sevilla*



*... und die
„Europa-Allee“
bei der Expo in Sevilla*

einig, die Notwendigkeit zu betonen, Spanisch, Portugiesisch oder Englisch als gemeinsame Sprache Amerikas einzuführen. So wurde Spanisch zur obligatorischen und zur einzigen geschriebenen Sprache, sowohl in Amerika, als auch auf der iberischen Halbinsel. Derzeit gibt es nur noch zwei amerikanische, indianische Sprachen, die als offiziell angesehen werden können, obwohl sie im Erziehungsbereich ungleichen Bedingungen ausgesetzt sind.

Im spanischen Staat geschah etwas ähnliches – und deshalb wiederhole ich, daß das Projekt des 500. Jahrestags für uns eine doppelte Bedeutung hat, eine externe und eine interne. In der offiziellen Geschichtsschreibung, die in Madrid vor 30 Jahren veröffentlicht wurde, hieß es: „Die Armut und die schwache Demographie der baskischen Provinzen vor der industriellen Revolution ... ihre ungebildete und barbarische Sprache (ich erinnere daran, daß ich von einem Text spreche, der vor 30 und nicht vor 300 Jahren verfaßt wurde) hat keine eigene Eleganz, sondern ist wie diese Leute selbst: grob, wild und unkultiviert“. Diese Disqualifizierungen gehen von einer Haltung der Überlegenheit eines Volkes gegenüber einem anderen Volk aus.

Und die Sprache ist der innere Zusammenhalt eines Volkes. Sie ist die Verbindung zu seiner Vergangenheit und seiner Geschichte. Sie macht von der Behringstraße bis nach Patagonien den ursprünglichen Reichtum der Identität der Völker aus. Sie ermöglicht seine kulturelle Darstellung gegenüber anderen Völkern. Sie ist die Trägerin, die vermittelt, wie wir sind, und wie die anderen sind. Sie ist die Sicherheit der kulturellen und rassistischen Pluralität.

Kein einziges der Hunderte von Projekten, die die spanische Kommission der Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas erarbeitet hat, hat jedoch auch nur die entfernteste Beziehung zu den Indigenasprachen der unterworfenen Völker. Nicht eine einzige der Hunderte von Millionen Peseten, die aus dem spanischen Staatshaushalt ausgegeben wurden, um diesen Jahrestag 1992 vorzubereiten, hatte das Ziel, auch nur eine einzige der Sprachen zu unterstützen, die in ganz Amerika gesprochen wurden. Nicht eine Mark, nicht eine Pesete, nicht ein Dollar wurde dafür ausgegeben. Das ist sehr einfach zu interpretieren – aber deshalb nicht weniger wahr. Amerika wird weiterhin kulturell kolonisiert.

Vielleicht erscheint, was ich dargestellt habe, etwas konfus. Das ist möglich. Was ich klarstellen möchte ist, daß es absolut nicht übertrieben ist. In Köln hat das Ethnologische Institut 1985 eine Ausstellung über die amerikanische Kolonisierung organisiert. Die spanische Botschaft protestierte heftig und die Ausstellung wurde geschlossen. Damit möchte ich zeigen, daß möglicherweise in der BRD das spanische Projekt als sehr weit entfernt erscheint. Aber wahr ist, daß im spanischen Staat und in Amerika eine enorme Offensive stattfindet. Eine imperiale und kolonialistische Offensive, wie immer in den letzten 500 Jahren. Vor kurzem, als das spanische Fernsehen über bolivianische Abgeordnete berichtete, die die Feierlichkeiten zum 500. Jahrestag gegenüber dem spanischen König ablehnten, sagte der Sprecher, daß die Bolivianer wegen „angeblicher Morde“, die während der Entdeckung geschahen seien, protestierten.

Jean Loup Herbert hat 1992 als die „westliche Amnesie, den westlichen Erinnerungsverlust“ qualifiziert. Chomsky sagt, daß „1992 weit über das hinausgeht, was sich George Orwell jemals hat ausdenken können.“ Vom Baskenland, von Euzkadi aus, können wir

nicht von „Gedenkfeierlichkeiten“ reden. Von Spanien geht eine imperiale Botschaft aus, mit kaum getarntem Chauvinismus, die auf den Merkmalen beruht, die ein Land dazu bringen ein anderes anzugreifen, den Kolonialismus zu rechtfertigen, der Fremdenfeindlichkeit, dem Rassismus und nationalen Interessen den Vorrang zu geben gegenüber der Lösung innerer sozialer Krisen. Dazu werden die Mythen der Eroberung benutzt. Die Menschen in Amerika erwarten unsere Solidarität, „die die Zärtlichkeit der Völker ist“, wie sie die nicaraguanische Dichterin Gioconda Belli genannt hat.

Deshalb kann ich Sie von unserem kleinen Baskenland aus nur anmahnen, diese Feierlichkeiten zurückzuweisen und dazu auffordern, daß wir alle unser Teil dazu beitragen, um dieses Ziel gemeinsam und pluralistisch zu erreichen.



Keine Niederlage soll es gewesen sein ...

1492–1992: Pädagogisch-anthropologische Überlegungen

Peter Stöger

„(...) Und als sie gierig weiter fragten, nach dem ihnen wichtigsten Ding der Erde, nach Gold, deutet einer der Kaziken nach Süden hinüber, wo die Linie der Berge weich in den Horizont verschwimmt. Dort (so erklärte er es Balboa), liege ein Land mit unermeßlichen Schätzen, die Herrscher tafelten aus goldenen Gefäßen, und große vierbeinige Tiere (...) schleppten die herrlichsten Lasten in die Schatzkammer des Königs. Und er nennt den Namen des Landes, das südlich im Meer und hinter den Bergen liegt. Es klingt wie 'Birú', melodisch und fremd.“ Die Geschichte aus der der Auszug stammt heißt „Flucht in die Unsterblichkeit“. Stefan Zweig hat sie in sein Büchlein mit dem in diesem Fall schwer verständlichen Titel „Sternstunden der Menschheit“ aufgenommen. (1990, S. 26) Mit dem Entdecker des Pazifischen Ozeans kam es freilich anders. Nicht er, Pizarro, sein Verräter, betrat das goldstrahlende Land.

Die Indios waren einstens Kinder der *Mutterländer* Spanien und Portugal. Was für Mütter? Und wie gingen sie mit ihren selbsternannten Kindern um?

Vorbemerkungen

1992: In der Geschichte mangelt es nicht an Bedenkjahren. Von ihnen gehen für manche aber eigenartige Impulse aus, nämlich trotzdem zu feiern. Das Bedenken wird mancherorts in Sevilla, Rom, ja sogar in Lateinamerika selbst in ein Gedenken an „Heldentaten“ umgemünzt. Es gibt eine mexikanische Briefmarke, 1991 erschienen, die die Umrisse einer spanischen Festung und Muster an einem Tempel zeigt. Der Text: „Encuentro de dos culturas“ (Begegnung von zwei Kulturen). Aus Eroberung wird Begegnung. Die Eroberer kamen zum Dialog. Am Tlateloloco, dem alten Marktplatz von Tenochtitlan, welches das Mexiko City von heute ist, gibt es eine Tafel. Dort steht: „Am 13. August 1521 fiel der von Cuahemoc heldenhafte verteidigte Tlateloloco in die Hand von Hernan Cortez. Es war weder ein Triumph noch eine Niederlage, es war die schmerzhafteste Geburt des mestizischen Volkes, welches das Mexiko von heute ist.“ Der Platz an dem die Tafel steht nennt sich heute beschönigend „Platz der Drei Kulturen“. Also: Keine Niederlage soll es gewesen sein... Wenn es keine der Indianer gewesen ist, dann war es eine des christlichen Europas, jenes Spaniens, das zu dieser Schwelle der Zeit, Neuzeit soll sie einmal genannt sein, die Araber und die Juden vertrieben hat.

Begegnung? Zwischen 1492 und 1550 wurden von den damals ca. 80 Millionen Menschen der Neuen Welt an die 70 Millionen Menschen getötet. Für viele Indios und für manche Europäer wird 1992 ein Jahr des Nachdenkens. Zahlreiche Indianergruppen

haben sich zusammengeschlossen. Ihr Motto „Wir Ureinwohner müssen uns endlich selbst entdecken!“

1492-1992: Auch ein ein tirolerisches Thema? Ein Blick in die Innsbrucker Hofkirche zeigt es. Die Ausstellung Hispania – Austria (Innsbruck – Toledo) widmet sich den beiden Häusern Habsburg. Ein Habsburger, Maximilian, war sogar Kaiser von Mexiko und auch Tiroler Oberländer kämpften für ihn. Die Federnkrone des Moctezuma war, ehe sie, über Umwege nach Wien kam, im Schloß Ambras in Innsbruck „aufbewahrt“. (1596 tauchte der Federschmuck dort auf. Anzunehmen ist, daß Ferdinand II von Tirol, ein großer Sammler, sie von Kaiser Karl V, seinem Bruder, dem Eroberer von Mexiko, erhalten hat.) Ursprünglich war sie als Besänftigungsgeschenk Moctezumas für die Kolonialisatoren gedacht. Die Widmung war verfehlt. Das Geschenk zeigte keine Wirkung. Jedenfalls „ziert“ die Krone das Völkerkundemuseum in Wien. Wollte man überdies all das was herrschaftlich zugeeignet wurde, oder herrschaftlich legal gestohlen wurde, zurückgeben, entleerten sich wohl so manche Museen. Die namentliche Ursprungsgeschichte des Dollars, in jenem Thaler der in Hall unter Sigmund dem Münzreichen 1486 erstmals geprägt wurde, hat Symbolwert. Zahlreiche Missionare und Klosterschwester aus Tirol, arbeiten in Lateinamerika. Es gab Tiroler Auswanderer dorthin, hauptsächlich nach Dreizehnlinden, Tirol (Brasilien) und nach Pozuzo (Peru).

Der Großvater des Innsbrucker Arbeitskreises für Psychoanalyse Igor Caruso (+ 1981) war mit Lateinamerika verbunden und in seinen Schriften finden sich viele Beispiele einer Auseinandersetzung mit dem Subkontinent. Arbeitskreise in Brasilien, Argentinien, Kolumbien, und Mexiko gehen auf ihn und seine Schüler zurück.

Aus dem Blickwinkel einer anthropologisch orientierten Pädagogik nun einige Anmerkungen (mit geborenen Einschränkungen, der europäischen Brillen bewußtwerdend, die so manchen Dioptrien haben) in Form von zwei Punkten:

1. Menschen- und Weltbilder
2. Entwicklung – Parzellierung und Dividierung

Dabei möge zweierlei gegenwärtig sein, Selbstverständlichkeiten, aber sie (oder gerade sie) sind nicht immer genügend präsent.

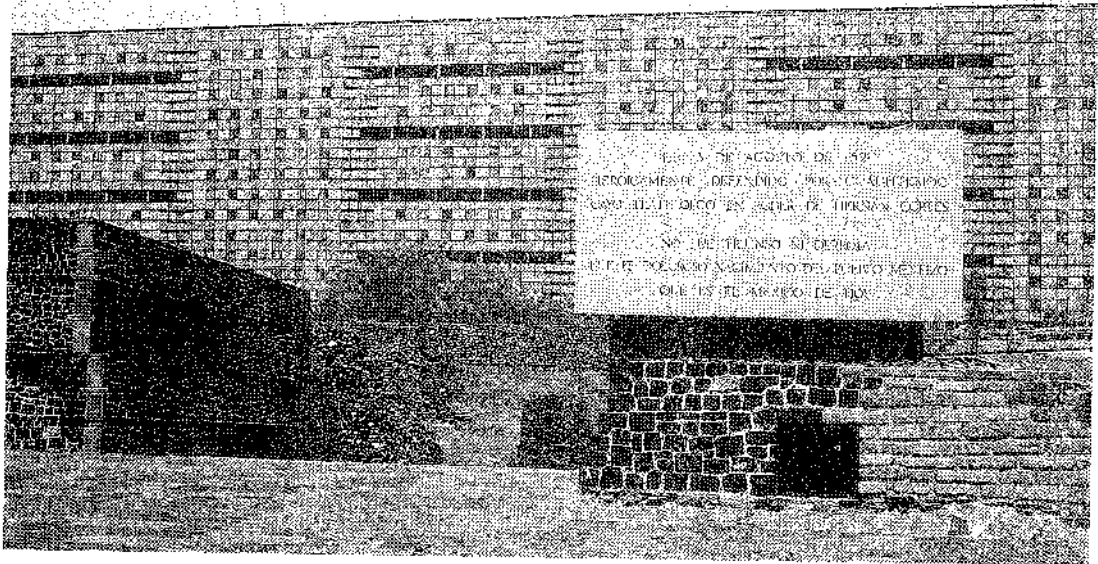
Das erstere: Die Kulturen der Eingeborenen sind nicht monolith.

Das zweite: Es gibt Gefahren, unreflektiert, hier allein friedliche Ureinwohner und hier allein kriegerische Europäer erkennen zu glauben. Vor idealisierenden Tendenzen warnt Erdheim.

Zudem: Wenn ich von *den* Eingeborenenkulturen spreche, bin ich mir der Simplifizierung bewußt, da hier nicht hunderte von Einzelkulturen differenziert werden können. Eine Generalisierung möge als eine Notlösung verstanden werden. Ich teile sie mit allen, die versuchen, unter einem allgemeinen Gesichtspunkt etwas zu sagen.

1. Welt-Bilder – Menschen-Bilder

Am 24. September 1973 landet Ojibway Happy Eagle in Rom. Er steigt die Gangway herab, stößt einen Speer auf den Boden und verkündet: „Ich habe Europa entdeckt“. Er bleibt einige Zeit in Italien und äußert dann bei seiner Abreise Reportern gegenüber seine



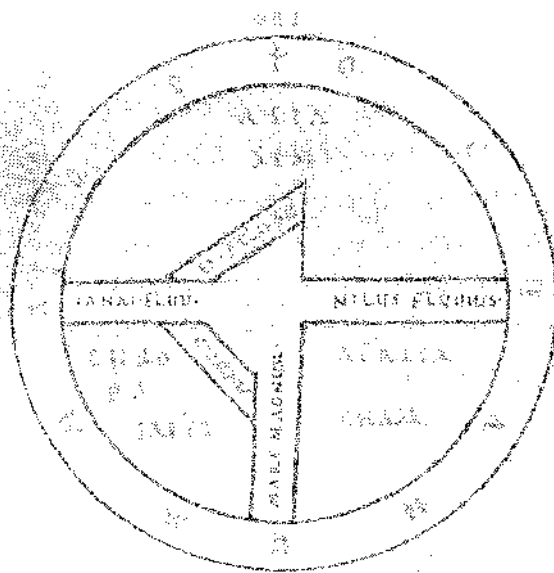
„Platz der Drei Kulturen“ in Mexico City

Zufriedenheit über die gastfreundlichen Ureinwohner. Er erklärt, daß sie durchaus in der Lage seien, ihr Land selbst zu regieren. Darauf fliegt Happy Eagle nach San Francisco zurück. (Claus Biegert, 1981, S. 228)

Menschen und Weltbilder sind in das hineingestellt, was Raum und Zeit genannt wird. Die Geschichte der Entdeckungen spiegelt koloniale Wahrnehmungs- oder Einschätzungsstrukturen wider.

Beide Welten, die Alte und die Neue, hatten unterschiedliche Muster an Wertschätzung, und Welterfahrung. Um etwas *wirklich* werden zu lassen, mußte es von Europa getan sein. Nur so versteht sich Zweigs Geschichte über den „Entdecker“ des Pazifiks: „Großartige Geste Balboas: am Abend, unmittelbar nach dem Blutbad, hat ihm einer der Eingeborenen einen nahen Gipfel gewiesen und gekündet, von dessen Höhe könne man schon das Meer, das unbekannte Mar del Sur, erschauen. (...) Gegen zehn Uhr morgens sind sie dem Gipfel nahe. Nur eine kleine kahle Kuppe ist noch zu erklimmen, dann muß der Blick sich ins Unendliche weiten. In diesem Augenblick befiehlt Balboa der Mannschaft haltzumachen. Keiner soll ihm folgen, denn diesen ersten Blick auf den unbekannteten Ozean will er mit keinem teilen.“ (1990, S. 22) Zweig zeichnet das eurozentrische Bild. Indios dieser Gegend, im heutigen Panama, für die der Blick auf dieses andere Meer durchaus Selbstverständlichkeit war, zu ihrem Selbstverständnis dazugehörte, können nicht zählen. Schon gar nicht kann zählen, daß ihnen das Meer und die Erde metaphysisch bedeutsam sind und ein Besitzen in unserem Sprachgebrauch als Vokabel fehlt. Auch Wort wie Zaun fehlte. Es wurde eingeführt, wie manch anderes.

Sogenannte
„Moctezuma-Schmelzstufe“ aus
der Fundkammer Tzabonay,
Peru (Museum für Tirol, 16. Jh.)



Sic et nomine cuiusdam mulieris est appellata quae ex quibusdam
imperatorem orientis. Haec inter haec orbis parte dispersa ab oriente
est et Australis Americae orbem ab occidentali mare finitur. Asper

Die Welt vor der „Entdeckung“ Amerikas, gezeichnet in St. Gallen, nach 850

Daß Indios an einem Isthmus das zweite Große Wasser kennen, mag wahr sein. Für ein koloniales Einschätzen ist es nicht relevant, ist historisch nicht zählbar, somit außerhalb des Kalküls ob das als ein Faktum wertbar oder verwertbar ist. Der später so genannte Pazifik wird erst im Akt der Entdeckung durch Europa existentiell wertbar. Erst so wird er politisch existent. Politisch existierend wird er nun wahrnehmungsmöglich. Das zum Automatismus zwischen Entdecken und Besitzen. (Wenn ich von Landschaft und Selbstverständnis bei den Indios in einem metaphysischen Sinne sprach, ist das natürlich eine europäische Form das so auszudrücken. Sie selbst dachten in solchen abstrakten Kategorien nicht, denn dies ist ja bereits Zeichen der Entfremdung von dem was meinbar sein könnte. Darum fehlt in Indianersprachen ein Abstraktum wie Religion).

Nicht daß Balboa nicht gewußt hätte, daß Indios Menschen sind, es gab übrigens genügend, die daran zweifelten. Er weiß daß er Spanier ist. Ich versuche das Schema einer Entfremdungsgeschichte zu reflektieren: Weil Indianer nicht im Habensmodus „besitzen“ ist all das was sie bislang entdeckten besitzlos. Es fällt automatisch der spanische Krone anheim. Sie werden entdeckt und sie sind „gehabt“. Mit der Entdeckung des Landes ist verbunden, daß auch seine Bewohner in Besitz gehen. Ihr Sein als Menschwesen haben sie noch zu beweisen. Haben sie ein solches, so konstituiert sich ihr Geschichtlich-Sein mit dem Eintritt als Untertanen der Krone. Sie ist Legitimation da zu sein, eventuell weiterhin, und sie ist Eintritt in die Geschichte. Den Status legte die Macht fest unter deren Namen entdeckt wurde. (So soll es zumindest einmal in fernen Zeiten gewesen sein...)

Solches Wahrnehmen ist Aneignen. Und dieses Wahrnehmen leitet als *Principium* die Entdeckungsgeschichte. Das erinnert an Bildungs- und Wissenschaftsgeschichten als Formen von Bildungsconquista. Die Subjekt- Objektdiskussion der neueren Physik wirkt hier brisant.

Zweig setzt in der Berichtsform die Menschheit zwar nicht mit dem Spanier gleich, doch spezifiziert Spaniersein alles weitere: „Allein und einzig will er für ewige Zeiten der erste Spanier, der erste Europäer, der erste Christ gewesen sein und bleiben, der, nachdem er den riesigen Ozean unseres Weltalls, den Atlantischen, durchfahren, nun auch den anderen, den noch unbekanntem Pazifischen, erblickt.“ Den riesigen Ozean unseres Weltalls ... Hier spricht Zweig von der Erde als Weltall. All-Macht und Welt-All ... (S. 22 f)

Jedenfalls, lesen wir an anderer Stelle: „(...) Mit diesem 25. 9. 1513 weiß die Menschheit um den letzten, bisher unbekanntem Ozean der Erde“ (1990, S. 24). Die Menschheit und Europa, ein Begriffsfeld. Der Schlußsatz der Geschichte, Balboa ist auf Grund von Intrigen verurteilt: „(...) Aufblitzt das Schwert des Henkers, und in einer Sekunde erlischt in dem niederrollenden Haupte für immer das Auge, das als erstes der Menschheit gleichzeitig beide Ozeane geschaut, die unsere Erde umfassen.“ (S. 32)

Spaniens Reconquista und die Conquista jener Welt, die kurioserweise einmal die Neue genannt sein wird, fallen zusammen. Natürlich ist das kein Zufall sondern entspringt einer Systematik, dem des Umgangs mit dem „Anderen“, dem Fremden. Am 2. August 1492 startet Columbus nach Indien. Er wird bis an sein Lebensende glauben, dort gelandet zu sein. Seit Mitternacht dieses ominösen Tages durften keine Juden mehr in Spanien sein. Simon Wiesenthal hat Indizien zusammengetragen, daß die Situation der Juden in Spanien mit dem Start dieser Expedition, in Verbindung gestanden sein könnte. (1991)

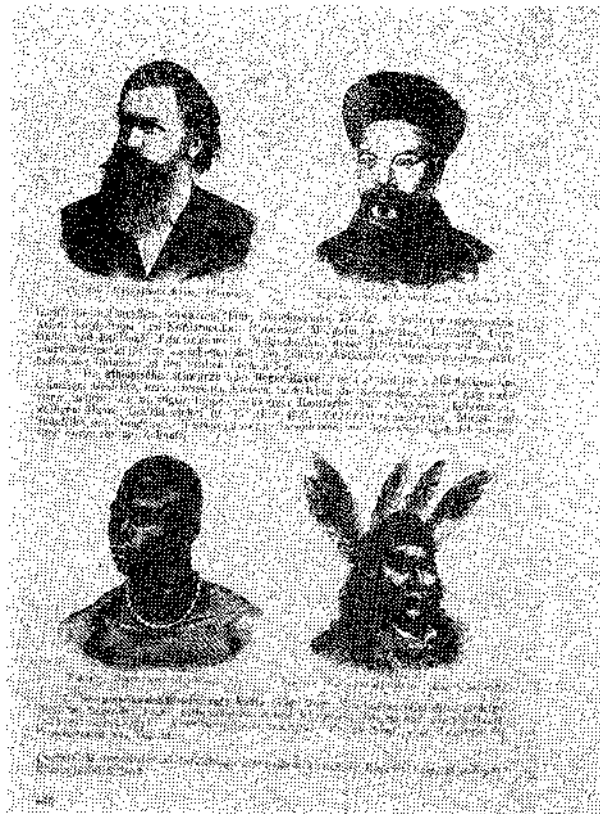
Fremd waren sie die Bewohner „Indiens“. Aber sie waren doch auch Mitglieder einer die Europäer herausfordernden Kultur, jedenfalls wurde ihren Reichtümern ein hohes Maß an Wertschätzung zuteil. Fast alle europäischen Museen sind voll solcher „Wertschätzungen“. Sie sind voll mit Objekten *herrschaftlich-legalen* Kulturtransfers. Wieviel Gold, wurde deportiert! Eine politisch sanktionierte Auslagerung von Werten. (Meines Wissens haben Spanier und Portugiesen das Gold für die Ausschmückung ihrer Kirchen nicht aus Europa eingeführt.)

Geschichtlich liegen Kolonialpolitik und Ausbeutung deckungsgleich. Wertschätzung, Werte-schätzen, hat zutiefst mit den ihnen zugrundeliegenden Menschen und Weltbildern zu tun. Prunkstück des Völkerkundemuseums in Wien ist die zu Recht Moctezuma zugeschriebene Federnkrone. Welches Weltbild, welche definitorische Macht hindert Österreich (und nicht nur Österreich) solch Erworbenes zurückzugeben?

Mit der Eroberung der Neuen Welt begann die Besitznahme von etwas, was einem nicht zustand, begann das Machtmonopol der nördlichen Hemisphäre. Dieses Besitznehmen war Grund für die Verächtlichmachung Anderer, in anderen Kulturräumen. Anachronistisch nimmt sich das Denkmal zur Erinnerung (1) an die Eingeborenen in Ushuaia (Feuerland) aus, in seiner Art eine Karikatur für alles was mir irgendwie schieflaufen konnte. Die eroberten Kulturen wirkten fremd, wild und ungeheuer. Das Ungeheuer, das Wild, die Wilden... Frei zum Erlegen... Waren sie aber nicht doch auch vertraut? Wie kam es und wie kommt es zu so vielen projektiven Sehnsüchten, wie sie z.B. im „edlen Wilden“ auftauchen? Die Dichotomie vom edlen Wilde und vom wilden Wilden erinnert ein wenig an jene vom neuen Opfer und vom schuldigen Opfer. Ein Bild vom wilden Wilden muß wohl Johann Strauß gehabt als er – es ging um Reisepläne des Komponisten nach Amerika – Patrick Gilmore fragte: „Und wann mi Ihnere Indianer massakern...? (Marcel Prawy, 1991, S. 129, s. a. S. 130)

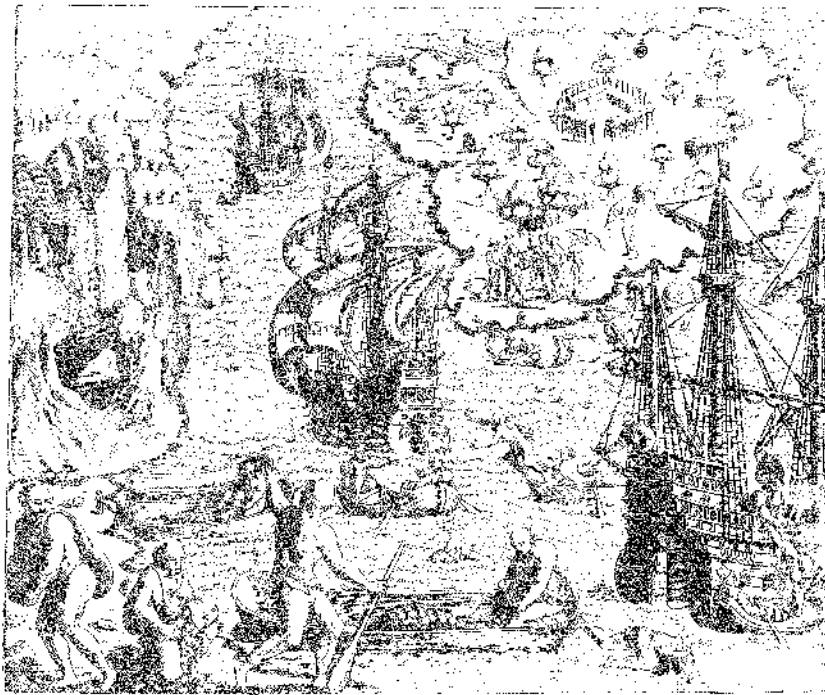
In der Folge bedurften die materiellen Raubzüge z. B. von Edelhölzern und die kulturellen Diebstähle zunehmender Schuldentlastungen. Sie klappte leichter, da die Einheimischen wohl als reich an Bodenschätzen aber doch als kulturlos gesehen wurden. Ob sie überhaupt Menschen waren? *Ikonomologisch* macht die Schuldentlastung ein großes Wandbild in einer Kirche in Morelia (Mexiko) deutlich. Es zeigt aztekische Menschenopfer (wobei dem Opfer mit einem Obsidianstein das Herz entnommen wurde), es zeigt die herabstürzende riesengroße Statue des Regengottes Tlaloc und dahinter, im Lichtglanz, das Kreuz. Vor ihm schreiten triumphierend Priester und bereiten dem ein Ende. Wer nun weiß mit wieviel Blut die Missionsgeschichte geschrieben wurde, kann die Dynamik solcher Entlastung ahnen.

Die Entfremdung sich selbst gegenüber zeigt sich in dem Bemühen, seine eigene leibseelische Identität als „einheimisch“, als zu recht gebürtig, *ebenbürtig* zu betrachten (Páramo-Ortega, auf Zvetan Todorov verweisend, 1988, S. 3f). Dem Wohlgeborenen ist das Fremde, das Andere, das Nicht-glatt- sondern Schief-gebürtige entgegengestellt. Die Heftigkeit der Abwehr der „Nicht-echt, der Nicht-recht- und Nicht zu Recht – Geborenen“ zeigt sich nicht nur in der kolonialen Haltung früherer Zeiten, zeigt sich im 20. Jahrhundert genauso, in der industrialisierten Tötung ... und in manchen gentechnologischen Labors, die bezeichnenderweise, weil die Gesetzeslage „zuhaus“ zu streng ist, gerne nach Lateinamerika verlagert werden.



Die Abwehr kennt damals wie heute die Auslagerung. Sie ist kolonial. Was ist gemeint? Das Fremde macht bang, je unheimlicher es mir erscheint ... Je weniger ich mir authentisch heimisch bin, desto gefährlicher tritt das Andere, das Fremde, auch mir entgegen. Das Fremde soll tunlichst in die Ferne gerückt sein, dort bleiben ..., denn es könnte zu nahe sein. (Ist das Nächste nicht das Beängstigendste?) Oder es soll unterdrückt werden (auch der Zwang zur Assimilierung ist eine Kolonialform). Das Unheimliche-Unheimische soll seinen von mir definierten Ort suchen, sofern ihm überhaupt ein Platz zusteht. Das ist eine Form innerseelischer Landeskunde von Auslagerungen.

In der Reißlinie Eigenes versus Fremdes spiegeln sich die politisch seelischen Themen kolonial. Die Verteidigung dessen was eigen ist, was viele auch „Heimat“ nennen, geschieht oft auf Kosten von anderen. In der Konstituierung seiner selbst auf Kosten anderer liegen alte und neue Kolonialreiche. So gibt es seelische, innerseelische, auch pädagogische Eroberungen. Was geschieht, wenn in der Kapitalisierung der Gefühle und Ängste Mitmenschen abhängig gemacht werden, zu einer Kolonie gemacht werden? Statt von Kolonialbeziehungen könnte auch von Satellitenbeziehungen gesprochen werden. Alle Menschen haben mich, das Mutterland, das Vaterland, zu umkreisen. Die Neurose wäre mit der Zulassung der Kolonialisierung meiner durch mich vergleichbar. Freilich gehen dem viele Entfremdungsschritte, neurotisierende Muster, daß es dazu kam, voraus. Diese Kolonialisierung meiner selbst bringt dann aber auch Kolonialisierungen durch andere mit sich, bestärkt alte, zieht weitere an.



Entdecken,
benennen,
besitzen ...
Kolumbus' dritte
Fahrt nach „Indien“.
Théodore de Bry:
Das vierde Buch
von der neuen
Welt (1590–1630)

Wohin hat sich die Ausbeutung verlagert? Sind Amerika, El Dorado, Afrika politisch psychologische Metaphern? Wenn das so ist, sind sie von den ideengeschichtlichen Entwicklungen nicht zu abstrahieren. Sie führen von der Antike über die anthropozentrische Wende der Renaissance herauf bis zur postindustriellen Revolution mit ihrer spätkapitalistischen ökologischen Problematik. Sie führen in eine Zeit, in der die Zweite Welt, die kommunistische kollabiert und sich selbst kampflos, quasi als Kolonialmasse, samt Atomranch, an die Erste Welt zerteilt. Ein Geschlehnis, das gerade Lateinamerika zu schaffen macht, weiß sich die Ausbeutung dieses Subkontinents mit den Veränderungen in Europa noch schneller, effizienter und noch unkontrollierter bewerkstelligen läßt. (Ein Umstand, auf den Leonardo Boif hinweist.)

Die Zuordnung bzw. die Auslagerung der menschlichen Werte, indem solche den Kolonialisten allein zugesprochen wurden, weist auf eine lange Tradition: Frater Thomas Ortiz O.P. berichtete 1529 von den kolumbianischen Indianern: „Sie kennen keine Gerechtigkeit, gehen nackt umher, empfinden weder Liebe noch Scham, sie sind Esel, dumm, toll, geisteskrank; zu töten oder geißelt werden ist für sie dasselbe, sie sind bestialisch in ihren Lastern, feige wie die Kaninchen, dreckig wie Schweine...“ Petrus Martyr übernahm in seinem weitverbreiteten Buch „De orbe novo“ diese Briefstelle und fügt bei: „Sie sind richtige wilde Tiere. Nie hat Gott eine Rasse erschaffen, die so voller Laster und Bestialitäten war, ohne jeden Schimmer von Güte und Kultur.“ (bd. zit. in: Böhlermann, „ S. 26 f)

Es scheint leichter zu sein, das Dunkle nach Außen zu projizieren, könnte doch das Nach-innen-Gehen einen Kontinent eröffnen, der ein *trautes-vertrautes* Weltbild, eine

Lebensart des „Trautes Heim – Glück allein“ stört. Nun, in den abgespaltenen Anteilen seiner selbst fühlte sich der Kolonialherr bald heimisch: Weil Kolumbus in Indien gelandet zu sein glaubte, blieben in der Folge die Einwohner „Indianer“. Einer der Ureinwohner hieß Amerigo und so wußte Amerika endlich wie es hieß. Nach der Muttersprache, die Ureinwohner sprachen offenkundig Lateinisch, nannte man den südlichen Teil der Neuen Welt Lateinamerika ...

Das-Andere-Wahrnehmen ist, auch in der Form der Auslagerung, eine Eigenwahrnehmung. Gestatten Sie mir dazu noch ein Beispiel: Ein Stich von Jodocus Hondius zeigt 1599 „Die kopflosen Indianer Guyanas“. Ihre Augen, ihr Mund und ihre Nase sind auf dem Rumpf. Noch 1724 fand die Darstellung Verwendung. Die Dänisch – königliche Kuriositätensammlung, zeigt eine kopflose Indianerstatuette (Hugh Honour, 1982, S. 24). Der unintelligente, kopflose Tiermensch, ein Wesen, dessen Existenz nicht unbedingt leib-seelisch aufweisbar ist, konnte im Zuge der Schuldverdrängung leichter erobert, ausgebeutet und vernichtet werden.

Die mit der Kolonialisierung verbundenen Grausamkeiten waren für viele kein Widerspruch. Auch Mission diente großteils der Schuldentlastung, brachte sie doch den *richtigen* Glauben, was nur bedeuten konnte, daß andere den *falschen* hatten. Unbenommen sei aber, daß es unter den Kolonialherren und Missionaren auch Idealisten gab, die Mißstände anprangerten.

2. Einige Gedanken zu „Entwicklung“ – Parzellierung und Dividierung

Entwicklung ist im Lichte der kolonialen Entwicklung fragwürdig.

Problematisch ist sie als Credo, das die Länder Lateinamerikas, nachbeten sollen.

Entwicklung würde doch wohl – nehmen wir das Wort beim Wort – „*Unmeliegendes zur Ausfaltung bringen*“ bedeuten. Diese, politisch wie pädagogisch brisante Bedeutung ist großteils ein frommer Wunsch geblieben. Die Ausfaltung der Kulturen, eigentlich ein *Sich-Entdecken*, ist gerade durch die Kolonialgeschichte weitgehend behindert worden. Von Entdecken schreibt *Eduardo Galeano* (1989, S. 1): „Aber mir ist völlig klar, daß Amerika nicht 1492 entdeckt wurde, ebensowenig wie die römischen Legionen Spanien entdeckten (...). Und es scheint mir hoch an der Zeit zu sein, daß Amerika sich selbst entdeckt“.

Bildung unter dem Aspekt der *Entwicklungsbedürftigkeit anderer(!)*: Das bedeutete, daß „wir“ im Besitz richtiger wären. Das erinnert an die religiöse Missionierungsgeschichte und die pädagogische unterscheidet sich kaum.

Die Parzellierung des Bodens ist ohne diese Verlagerung der Entdeckungsgeschichten vom Inneren nach Außen hin nicht zu verstehen, Innen und Außen sind gerissen. Subjekt und Objekt splintern. Eine direkte Fortsetzung davon ist vielleicht das, was Peter Gsteitner einmal „Kolonialisierung des Bewußtseins und Zivilisierung der Seele“ (1984) nennt.

Ist Entwicklung genauso verräterisch wie Entdeckung? Das wäre plakativ. Aber provokativ genommen, können wir doch nachdenklich werden... Somit gälte es, kollektive wie individuelle Entfremdungsspuren, aufzufinden. Beide Worte, Entwicklung wie Entdeckung, sind jedenfalls auch zu Symbolen einer eurozentrischen Weltansicht geworden und

„... sie sind Fiesel, dumun, toll, geisteskrank.“
Aus dem Triumphzug Kaiser Maximilians I. um 1516





der Aphorismus Lichtenbergs, wonach der Indianer, der als erster Kolumbus entdeckt habe, eine traurige Entdeckung gemacht habe, wirft ein bezeichnendes *Licht* auf die „500 Jahr-Feiern“ der *Entdeckung* eines Kontinents

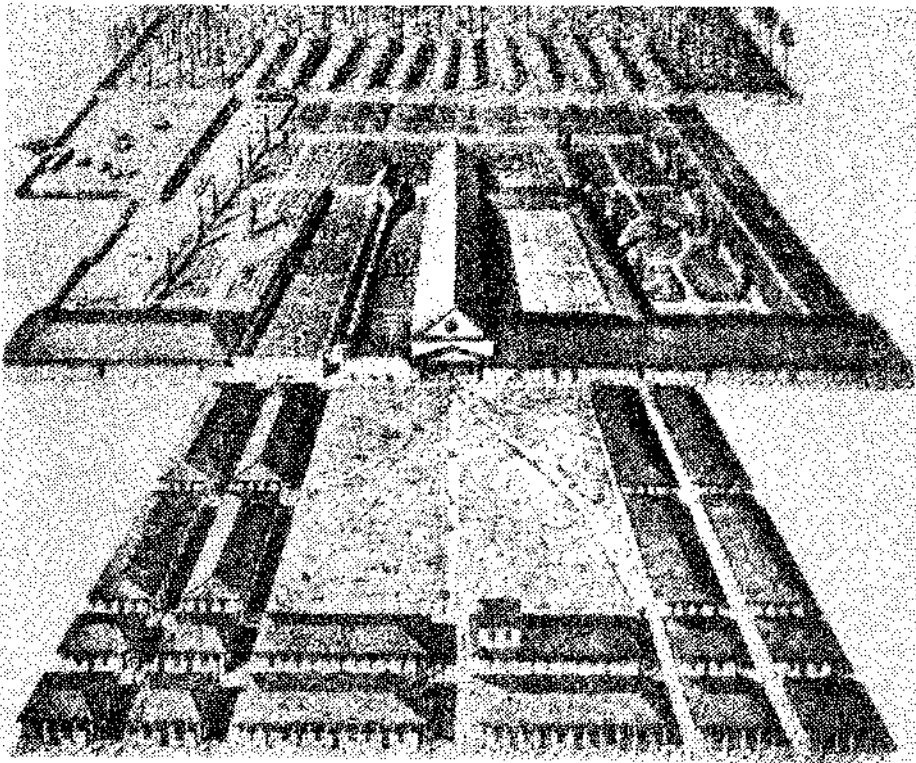
Parzellierung und Kolonialisierung sind Chiffren, die die Entfremdung zur Natur, die Entfremdung von der Natur bedeuten. Beide haben ihre bildungsgeschichtlichen Entsprechungen im Absichern, Vermarkten und in dem „In-Besitznehmen“ von Wissen, so wie Kolumbus die Entdeckungen (zu ihnen zählten alle Objekte, also auch die Entdeckten) für die Krone in Besitz nahm.

Die Dividierung des Bodens ist von der Dividierung des Menschen von sich und von anderen nicht zu trennen. Dividiert wird in Zivilisierte versus Nicht-Zivilisierte.

Lassen wir Stefan Zweig nochmals berichten. Balboa hat Gruppen ausgeschiedt. Eine, unter Martin, erreicht als erste den Pazifik: „(...) Und so sehr sind sogar die einfachen Soldaten dieser Abenteurergruppe schon von der Eitelkeit des Ruhms, von diesem Durst nach Unsterblichkeit durchdrungen, daß sogar der simple Mann Alonzo Martin sich sofort vom Schreiber schwarz auf weiß bescheinigen läßt, der erste gewesen zu sein, der seinen Fuß und seine Hand in diesen noch namenlosen Gewässern genetzt.“ (1990, S. 24f) Zweig führt in die Weltansicht von damals ein: Daß dieses Meer einen Indionamen gehabt haben könnte, ist gegenstandslos und so nicht diskussionswürdig. Die Macht zu entdecken und damit Phänomene quasi zum Existieren zu bringen, hat Europa. Es hat die definierende Macht. Und die Namensgebung ist so etwas wie eine Rechtsprechung, ein Zu-Recht-Sprechen über sinnvolles Dasein. Und solches Da-Sein kann nur für die Krone sein. „Erst nachdem er so so seinem kleinen Ich ein Stäubchen Unsterblichkeit eingeatmet, erstattet er Balboa die Meldung, er habe das Meer erreicht, seine Flut mit eigener Hand ertastet. Am nächsten Tag, dem Kalendertag des heiligen Michael, erscheint er von bloß zweiundzwanzig Gefährten begleitet, um selbst wie Sankt Michael, gewaffnet und gegürtet, in feierlicher Zeremonie Besitz von dem neuen Meere zu nehmen.“ (S. 25)

Diese zunehmende Bedeutung der Besitzfrage und die Akzentuierung des Ichs als Ich-Ich ist zyklischen Weiterfahrungsmustern, Erfahrungsmustern eines Wir-Ich der „Primitiven“ entgegengesetzt. (Ob sie auf die Bestätigung gewartet haben von jemandem entdeckt zu werden ..., zu wissen, daß es sie selbst gibt?) Ob eine Kultur, die damals schon die Umlaufbahn der Venus um die Sonne berechnet hat, darauf gewartet hat, vom ABC beglückt zu werden?

Eines kann nicht überraschen: daß die Primitiven fremd auf die Ankömmlinge aus der Alten Welt gewirkt haben. Je stärker sich nun bei den Eroberern das Selbstwertgefühl aus dem Besitz ableitete, welcher die Identität zu begründen schien, desto stärker mußte das Fremde als *menschenunmöglich* erscheinen. Es fehlte ja auch nicht an Stimmen, diesen „Primitiven“ die Qualität „Menschsein“ abzusprechen oder zumindest die Fülle dieser Qualität auszuschöpfen, anzuzweifeln. Dies kam den komplexen Mechanismen der Schuldentlastung für die begangenen Greuel entgegen. Die Rettung der eigenen Würde bringt die Umkehrung der Verhältnisse. Indem den Indianern ihre Würde geraubt wurde, konnte die eigene intakt bleiben. Papst Paul III (+ 1549) hat ihnen dann in der Bulle *Sublimis Deus* das volle Menschsein bestätigt(!). Anachronistisch, aber die Bulle war progressiv. Geholfen hat das freilich wenig. Lassen wir als Beispiel wieder Stefan Zweig



Dividierung, Parzellierung ...

Rekonstruktion der Niederlassung „San Juan“ der Jesuiten in Paraguay (um 1750)

über den im Kampf gegen die Indios „reichlich erprobten“ Balboa berichten: „Es genügt, eine Salve aus den Arkebussen abzufeuern, und wieder erweist der künstliche Blitz und Donner seine bewährte Zauberkraft über die Eingeborenen. Schreiend flüchten die Erschreckten davon, gehetzt von den nachstürmenden Spaniern und den Bluthunden. Aber statt sich des leichten Sieges zu freuen, entehrt ihn Balboa wie alle spanischen Konquistadoren durch erbärmliche Grausamkeit, indem er eine Anzahl wehrloser, gebundener Gefangener – Ersatz für Stierkampf und Gladiatorenspiel – lebend von der Koppel der hungrigen Bluthunde zerreißen, zerfetzen und zerfleischen läßt.“ (S. 21)

Liegen geographisch wie zeitlich so verschiedene Faktoren wie Kolonialismus, Sicherheitsdenken und Nationale Sicherheitspolitik, in deren Namen soziale Bewegungen in Lateinamerika als Gefahr unterdrückt werden, intrapsychisch mit allen Verschiebungen und Überwerfungen und Unterwerfungen von Zeiten und Räumen auf einer ähnlichen Falte? Liegt die Dynamik der Entfremdung auf einer ähnlichen Linie?

Ob in der Splitterung – hier Subjekt dort Objekt – die Grundlage für die Kolonialisierung des Geistes, für die Kolonialisierung des Menschen durch den Menschen zu finden ist? In dem Tun der Kolonialisierung ist jedenfalls der Kolonialisator selbst schon der Kolonialisierte.

Die Kolonialpolitik ist ein Reflex der Dialektik Allmacht und Ohnmacht. Es gibt eine Variante der Allmacht. Die All-Macht. Sie ist eine koloniale wissenschaftlich-militärische Vari-

ante der Erforschung des Kosmos. All-Macht, sie ist eine koloniale Variante der unendlichen Ausweitung von Ansprüchen. Sicherheit und Anspruch auf Ressourcen werden bis ins Universum verlagert. Frühkindliche *Omnipotenzansprüche* und militärisch-wirtschaftliche All-Machtbedürfnissen ... Was liegt dazwischen?

Die koloniale Haltung zeigt sich bis ins Subtile ausbeuterisch. Sie ist auch synonym mit dem, was mit Abrotzen gemeint sein mag. Wie die Schätze der Natur entronnen wurden, so entrang man die Geheimnisse der Natur (als gälte es die Natur mit ihren Geheimnissen zu überrumpeln). Die Natur sollte Schätze wie Geheimnisse *preisgeben* – zu einem guten Preis geben. (Denken wir an den Uranabbau in der Nähe der Zeremonialstätten der Hopi.)

Das entsprach der Logik von Besitzen-Absichern. Das Erkennen erfolgte nicht mehr im Einklang mit der Natur, sondern im *Gegen-Satz*. Folgerichtig mußte die Erkenntnis verwendbar sein. Entweder verwerten, wie die Bodenschätze, oder sie als unbrauchbar verwerfen.

Nun, es fehlte nicht an philosophischem und religiösem Überbau, die koloniale Haltung durch hehre Ziele gerechtfertigt und von der Vorsehung geleitet zu sehen. War die Splitterung, hier Ich und dort Es, das Objekt, die philosophische, weltanschauliche Basis für Raub und Besitz? War sie die Folge einer verlorenen Beziehung zu sich, Natur und Geschichte, Naturgeschichte zu sein?

Die Bewußtheit der Geschichtlichkeit hängt wesentlich mit der Existenzform zusammen. Kommen wir auf Galeano zurück, (...) Die Indios (...) glaubten noch dazu an die Träume. Die Jesuiten bewiesen so den Einfluß Satans auf die Indianer Kanadas: Diese Indios waren derart vom Teufel besessen, daß sie Dolmetscher hatten, die ihnen die symbolische Sprache der Träume übersetzten, denn sie glaubten, daß die Seele spricht, während der Körper schläft, und daß die Träume unerfüllte Wünsche ausdrücken. Die Iroquesen, die Guaraní und andere Indios Amerikas wählten ihre Häuptlinge bei Versammlungen, wo die Frauen ebenso teilnahmen wie die Männer, und wählten sie ab, wenn sie sich als herrschsüchtig erwiesen. Zweifellos vom Teufel besessen war der Kazike Nicaraqua, als er fragte, wer denn den König von Spanien gewählt habe.“ (1989, S. 3)

Dazu zwei Nachsätze: Das Nachdenken über Parzellierung, über Raum und Zeit, das Nachdenken darüber, wo sie denn liegen, führt zur Frage nach den Koordinatenkreuzen, die dem Denken und dem Erfahren zugrundeliegen mögen. Die kolonialen und neokolonialen Denkgeschichten äußern sich in der Unfähigkeit, andere Bezugssysteme, die mit eigenen Weltbildern zu kollidieren scheinen, gelten zu lassen, sie ebenfalls als „auch möglich“ gelten zu lassen.

Statt eines Schlusses

Begreiflicherweise ist ein Schluß schwer zu finden. Wie auch?

Zwei-Passagen seien aneinandergefügt, so als wären sie Partner eines Gespräches über die Jahrhunderte hinweg. Die erste bezieht sich nochmals auf Stefan Zweigs „Sternstunden der Menschheit“: „Es ist das ewige Staunen aller Naturkinder an allen Enden der Erde

über die Kulturmenschen, denen eine Handvoll gelbes Metall kostbarer erscheint als alle geistigen Erbumenschaften ihrer Kultur.“ (1990, S. 15)

Die zweite Passage bringt einen Dialog, den Freud mit einem Patienten geführt hat (in: Irving Stone, 1960, S. 485). Patient: „Wie ist das nur möglich, Herr Doktor, wo ich doch alles habe, was ich mir im Leben wünschen kann?“ Freud erwidert: „Glück ist die nachträgliche Erfüllung eines prähistorischen Wunsches. Darum macht Reichtum so wenig glücklich; Geld ist kein Kinderwunsch gewesen.“

Literatur:

- Walbert Buhlmann: Weltkirche. Neue Dimensionen Modell für das Jahr 2001. Graz–Wien–Köln, 1984
- Eduardo Galeano: Der blaue Tiger und unser versprochenes Land, in: Entwicklungspolitische Nachrichten EPN (Wien), Heft 10, 1989, EPN-Beilage 10/89, S. 1–4
- Peter Gstettner: Kolonialisierung des Bewußtseins und Zivilisierung der Seele, in: F. Kolland (et al.) (Hg.): Dritte Welt in Forschung und Politik, Wien 1984
- Hugh Honour: Wissenschaft und Exotismus. Die europäischen Künstler und die außereuropäische Welt, in: Karl-Heinz Kohl (Hg.): Berliner Festspiele. Mythen der Neuen Welt. Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas, Berlin, o. J. (1982) (S. 22 – 48)
- Raul Páramo-Ortega: Sozial psychoanalytische Überlegungen über 1.– 3.– Welt - Beziehungen. Vortrag am Institut für politische Psychoanalyse München, (6. 10. 1988) (Manuskript)
- Marcel Prawy: Johann Strauss, Wien, 1991 (darin: 400 Geigen spielen Wiener Walzer: Johann Strauss in Amerika“ . 129–138)
- Irving Stone: der Seele dunkle Pfade. Ein Roman um Sigmund Freud. Frankfurt am Main, 1960
- Simon Wiesenthal: Segel der Hoffnung. Christoph Columbus auf der Suche nach dem gelobten Land, Wien, 1991
- Stefan Zweig: Sternstunden der Menschheit. Zwölf historische Miniaturen, Berlin–Weimar, 1990



„Maximilian“ von Dürer (1518 ca.): frühe Drucktechnik für Propaganda

Habsburger Hofkunst

Die Inszenierung des „Spanien-Jubiläums“ in Tirol

Benedikt Sauer

„Ausverkauft.“ Fünf Wochen vor dem Konzert klebte der Streifen auf einer der Seiten der dreieckigen Plakatständer. Auch in einer mit musikalischem Angebot relativ gut versorgten Stadt wie Innsbruck ist ein Auftritt von José Carreras eine Rarität. Das Ballet Nacional de España, auf der zweiten Seite der Plakatständer angekündigt, hatte eine Woche länger Zeit, dasselbe Prädikat zu erhalten.

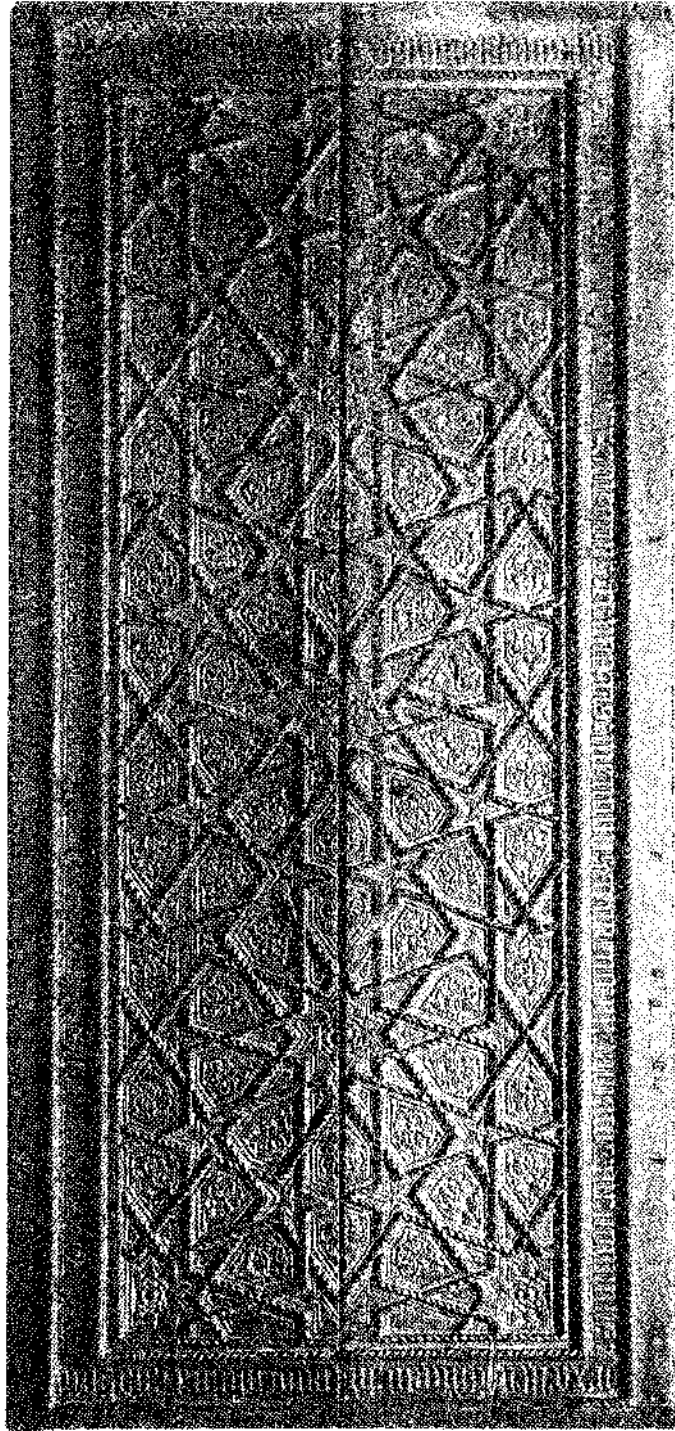
Aber Ballett und Weltklassetenor mußten sich diesmal damit abfinden, selbst in Innsbruck nicht im Mittelpunkt des kulturellen Interesses zu stehen, sondern nur Rahmenprogramm, wenn auch ein sehr kostbares zu sein, für den auf Seite drei des Dreiecks angekündigten Höhepunkt: „Hispania-Austria“. Der Prunk dieses Ereignisses wurde durch den Veranstaltungsort noch unterstrichen. Denn während Carreras und das Nationalballett im mondänen Kongreßhaus gastierten, mußten sich die Besucher und Besucherinnen des Hauptereignisses etwas außerhalb der Stadt in Renaissance-Umgebung begeben: auf Schloß Ambras. Daß dort auch tatsächlich Majestätisches stattfand, ist garantiert und suggerierte der Untertitel: „Die Katholischen Könige – Maximilian I. und die Anfänge der Casa de Austria in Spanien“. Verständlich, daß bei der Eröffnung am 2. Juli außer den Vertretern der Veranstalter – dem Bundesminister für Wissenschaft und Forschung, seinem spanischen Pendant, dem Ex-Eurokommunisten Jordi Solé Tura, dem Tiroler Landeshauptmann und dem Innsbrucker Bürgermeister – auch IKH sich die Ehre gab, Ihre Königliche Hoheit Dona Elena de Borbón, Infantin von Spanien.

„Hispania-Austria, Kunst um 1492“ hieß die österreichische Inszenierung einer Doppelausstellung, deren eine Hälfte mit etwas anderem Konzept, aber mit vielen identischen Exponaten von März bis Mai im spanischen Toledo zu besichtigen war. Wie unterschiedliche Formen von Kunstauffassung unter einer Krone verschmelzen, nach der Vereinigung des Hauses Spanien mit dem Hause Habsburg, darum ging es den Veranstaltern nach eigenen Aussagen. Der Symbolik des Großereignisses nach zu schließen, ging es aber um weit brisantere politische Fragen.

Spanientouch, überall

Im großen Stil begingen das offizielle Österreich und Tirol mit dieser Ausstellung und einer Reihe von Rahmenveranstaltungen das „Spanien-Jahr“, also jene Feierlichkeiten des satten Europa, mit denen dieses die Eroberung eines Kontinents legitimiert.

Alles, was in der Innsbrucker Kulturszene Rang und Namen hat, versuchte, sich von diesem Feiertagskuchen etwas abzuschneiden.



Die Mauren wurden vertrieben, die maurische Kunst war bei den christlichen Herrschern hochgeschätzt. Sakristeintüre aus Jaén in „Mudejar-Ornamentik“

Im Zeughaus, von Maximilian für seine europaweiten Kriege errichtet, einem der größten Waffenlager der Zeit, präsentierte das Landesmuseum Ferdinandeum des Kaisers Bildnis „auf Münzen und Medaillen“. Im Stadtarchiv waren die „Zeugen gemeinsamer Geschichte“ zwischen Spanien, Tirol und Innsbruck zu sehen. „Daß sowohl die Ambraser Schloßkonzerte in ihrer 30. Saison auf Spanien anspielen, als auch die Festwochen der Alten Musik mit der Barockoper 'Don Chisciotte' sich des 'Themas annehmen“, hing für den Programmfalter mit Maximilians Vorliebe für die Musik zusammen. Auch die auf Privatinitiative entstandenen und vom Idealismus einer Pianistin am Leben gehaltenen Sommerkonzerte auf alten Hammerklavieren im Ferdinandeum kamen um den offiziellen Anstrich nicht umhin: ihnen wurde von den kulturell Verantwortlichen nahelegt, auch einen spanischen Komponisten mit ins Programm zu nehmen, was mit Werken von Antonio Soler, nach längerer Notensuche in Bibliotheken halb Europas, auch geschah. Ebenfalls drangehängt hat sich der Haymon-Verlag, der zwei Bücher „zur Ausstellung auf Schloß Ambras“ vorlegte: über das Spanien der Katholischen Könige von Miguel Angel Lacro, einem Berater der Schau, und eine Neuauflage der 1969 erschienenen Helden-schrift „Maximilian I. und Tirol“ von Erich Egg und Wolfgang Pfaundler. Es fehlte außerdem nicht das Tiroler Landestheater unter dem neuen Intendanten Dominique Menta, der bislang als widerborstig gegolten hat. Aber auch er profitierte vom Werberahmen der Ausstellung, um den auf einen Tag vor Ausstellungsende fallenden Saisonbeginn anzukündigen.

Die Auflistung ist mit Sicherheit unvollständig.

Die Eroberung und der Mythos Europa

„Ich kann sie von unserem kleinen Land aus nur animieren, die Feierlichkeiten zurückzuweisen“, fordert der Baske Iñaki Egaña die Europäer auf (sein Beitrag ist in diesem Band veröffentlicht). „Vom Baskenland, von Euskadi aus, können wir nicht von 'Gedenkfeiern' reden. Von Spanien geht eine imperiale Botschaft aus, mit kaum getarntem Chauvinismus, die auf Merkmalen beruht, die ein Land dazu bringen, ein anderes anzugreifen, den Kolonialismus zu rechtfertigen, der Fremdenfeindlichkeit, dem Rassismus und nationalen Interessen den Vorrang zu geben gegenüber der Lösung innerer sozialer Krisen. Dazu werden die Mythen der Eroberung benutzt.“

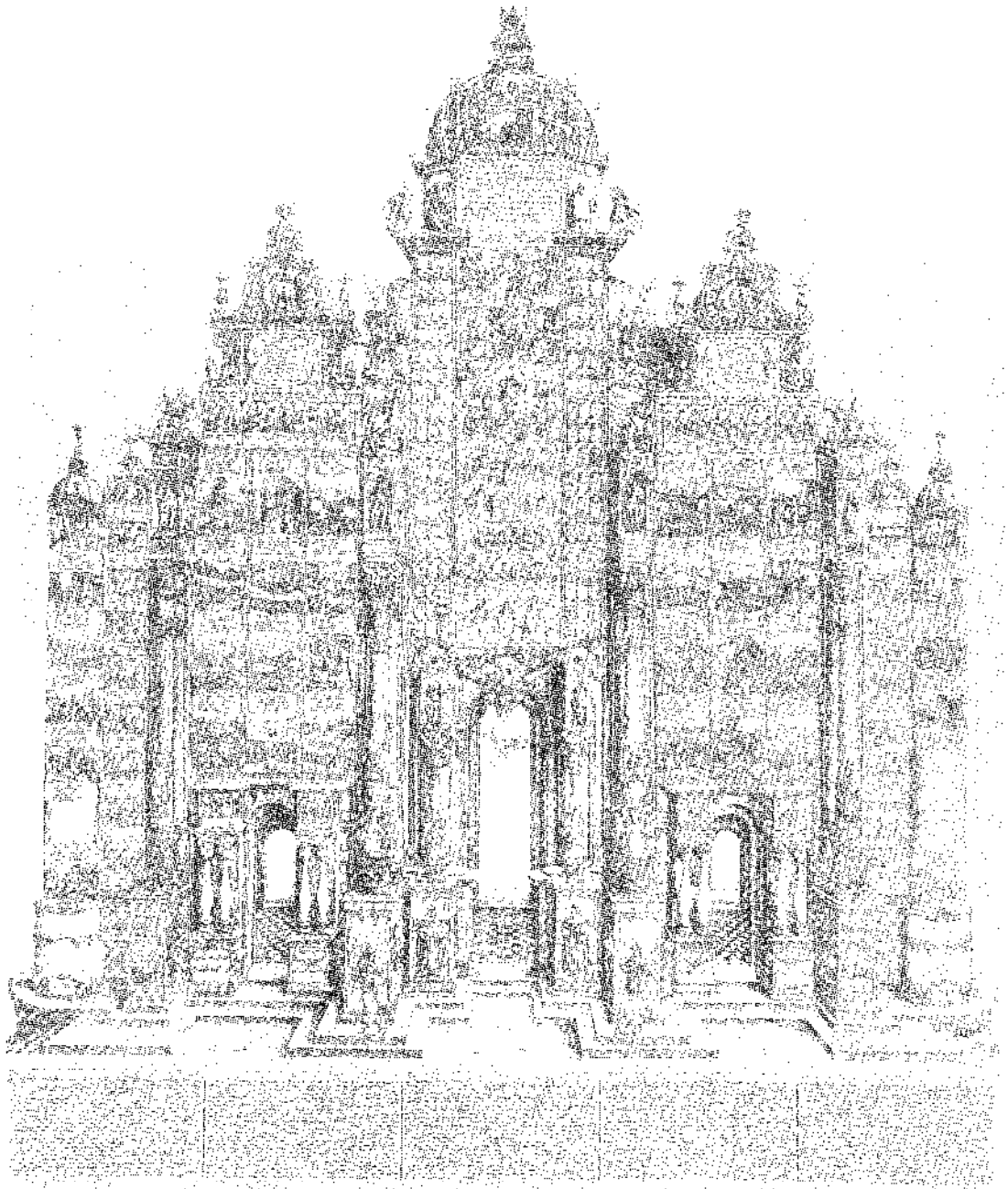
Zufälle gibt es in diesem Zusammenhang wenige, das „Spanienjahr“ hat gewaltige Symbolkraft. Es ist ein gigantisches europäisches, besser: EG-europäisches Projekt. Zwei Weltereignisse, die Olympiade in Barcelona und die Weltausstellung von Sevilla wurden im Jahr der Maastrichter Beschlüsse in jenes Land verlegt, von wo 500 Jahre zuvor die Entdeckungsfahrt ihren Ausgang nahm. Die mit EG-Geldern reichlich finanzierte Expo (Thema: „Das Zeitalter der Entdeckungen“) schließt am 12. Oktober, dem Tag der Ankunft Christoph Kolumbus' in Übersee, ihre Tore. Der 12. Oktober ist der spanische Nationalfeiertag.

Diese Zusammenhänge werden tatsächlich kaum getarnt, im Gegenteil, die Mythen werden benützt, um abzulenken. Abzulenken von der Ausrottung von Millionen von Menschen, die mit und seit der „Entdeckung“ auch und vor allem durch Europäer begangen



*Ein Hönischer, der um den politischen Wert von Portraits weiß.
Hier: Auftragswerke von Bernhard Striegel (um 1510).*





Der eigenen Dynastie ein Denkmal gesetzt, die „Ihrenisforte“ Maximilianus, Stammbaum und Heilige des Hauses Habsburg und eigene Taten propagandistisch dargestellt. Albrecht Dürer und Albrecht Altdorfer arbeiten im Auftrag des Herrschers.

wurde. Abzulenken auch von der aktuellen Tatsache, daß der Konkurrenzkampf Europas mit den Wirtschaftsgrößen Japan und USA gerade auf dem Rücken der Bevölkerung der „entdeckten“ Länder des Südens ausgetragen wird, durch die Ausbeutung von Naturressourcen und von Billigarbeitskräften. An dieser Verschleierung beteiligten sich heuer das offizielle Tirol und Österreich mit „Hispania-Austria“ und dem großangelegten Rahmenprogramm.

Für den Basken Egaña steht hinter 1992 noch ein anderes Ziel: die kulturelle Gleichschaltung der iberischen Halbinsel. „Das bedeutet: Spanien als ein einziges Volk, mit einer einzigen Sprache, einer einzigen Kultur und natürlich einem einzigen Namen“. Diese aktuelle Tendenz zur Ausschaltung anderer Kulturen erinnert nur allzu deutlich an den Aufbau des Staates Spanien just zum Zeitpunkt der Entdeckung, der durch physische Ausschaltung und Vertreibung der Mauren und Juden durch die Politik der christlichen Herrscherhäuser von Kastilien und Aragon, der Katholischen Könige, gelang. Am 2. Jänner 1492 wurde Granada erobert, der letzte arabische Stützpunkt auf europäischem Boden, die im 11. Jahrhundert begonnene Reconquista, die christliche Rückeroberung der Halbinsel, abgeschlossen. Am 31. März 1492 wurden die Juden per Erlass gezwungen, das Land zu verlassen, sie waren zuvor schon, selbst wenn sie konvertiert waren, mit der 1481 erriecherten Inquisition verfolgt worden.

Damit ging 1492 auch ein Zeitalter der Toleranz zu Ende, in dem Christen und Juden unter den verschiedenen arabischen Dynastien ihre Religionsausübung erlaubt gewesen war –



„Gefangene aus allen Nationen“ (aus dem „Triumphzug“ Maximilians)

ganz im Gegensatz zu der von den Christen nach der Eroberung gegenüber anderen Gemeinschaften praktizierten Politik. Dafür, daß Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien mit ihrer Verfolgungspolitik ganze Arbeit geleistet hatten, wurde ihnen vom Papst den Titel „Katholische Könige“ verliehen.

Von der Reconquista profitierend, griff wenige Jahre später Maximilian I. auf der christianistischen Halbinsel ein und begann die Herrschaft der Habsburger dort zu installieren. Maximilian und die Katholischen Könige verheirateten in einer Doppelhochzeit ihre Kinder: den Habsburger Philipp (den Schönen) mit Juana (der Wahnsinnigen) und Margarete von Österreich mit Juan von Kastilien-Aragon. Ein Bild der ersten dieser beiden Hochzeiten, der politisch bedeutsameren, verwendete die Ausstellung „Hispania-Austria“ als ihr Signet. Der Sohn dieser Ehe, Karl V., erbe 1516 mit Spanien ein Reich, in dem dank der inzwischen begonnenen Conquista in Übersee „die Sonne nie unterging“. Unter seiner Herrschaft wurde auch der erste Vertrag über den Sklavenhandel von Afrika nach Amerika unterzeichnet.

Hofkunst zur Machtfestigung

Von der Vollendung der brutalen Reconquista, der Ausschaltung Andersgläubiger, dem Beginn der Conquista in Übersee und deren Folgen, von all dem haben wir auf Schloß Ambras nichts zu sehen bekommen. Und dies, obwohl die Ausstellung mit ihrem Über-titel „Kunst um 1492“ explizit auf den Zeitpunkt dieser Ereignisse Bezug nahm und sie außerdem mit den Katholischen Königen, mit Maximilian und mit Karl V. politische Persönlichkeiten in den Vordergrund stellte, also politische Akzente setzte. Aber, laut Einladungen und Preetexten des Austrian Art Service, das dem Ministerium die Idee unterbreitet hatte und prompt mit der Organisation betraut wurde, interessierte die Veranstalter an den damaligen Herrschern ausschließlich deren Verständnis von Kunst. So etwa jenes Maximilians, dem sie als „Instrument der Selbstdarstellung und politischen Propaganda“ diente. Deutlich kommt diese Absicht übrigens auch im Titel der Toledo-Ausstellung „Reyes y Meconas“ (Könige und Mäzene) zum Ausdruck. Woher aber etwa die Herrschaften für diese ihre Spendabilität das Geld genommen haben, scheint nicht von Belang.

In erster Linie waren unter den aus sieben Ländern zusammengetragenen Kostbarkeiten, mit einem Versicherungswert von 2,8 Milliarden Schilling, Auftragswerke zu sehen: Portraits (von Maximilian, Isabella, Ferdinand, Johanna, Philipp, Karl V.), Rüstungen, der „Maximilianspokal“, der „Knaben-Faltenrockharnisch Karls V.“, außerdem Holzschnittarbeiten, die Maximilian „bei den bedeutendsten deutschen Künstlern, wie Dürer, Altdorfer oder Burgkmair“ bestellt hatte (Preetext) und Ergebnisse neuester Propagandamittel wie die Druckgraphiken „Triumphzug“, „Ehrenpforte“ und „Weisskunig“. Es fehlten nicht „Meisterwerke aus der Waffen- und Rüstungssammlung, deren großer Liebhaber Maximilian war“.

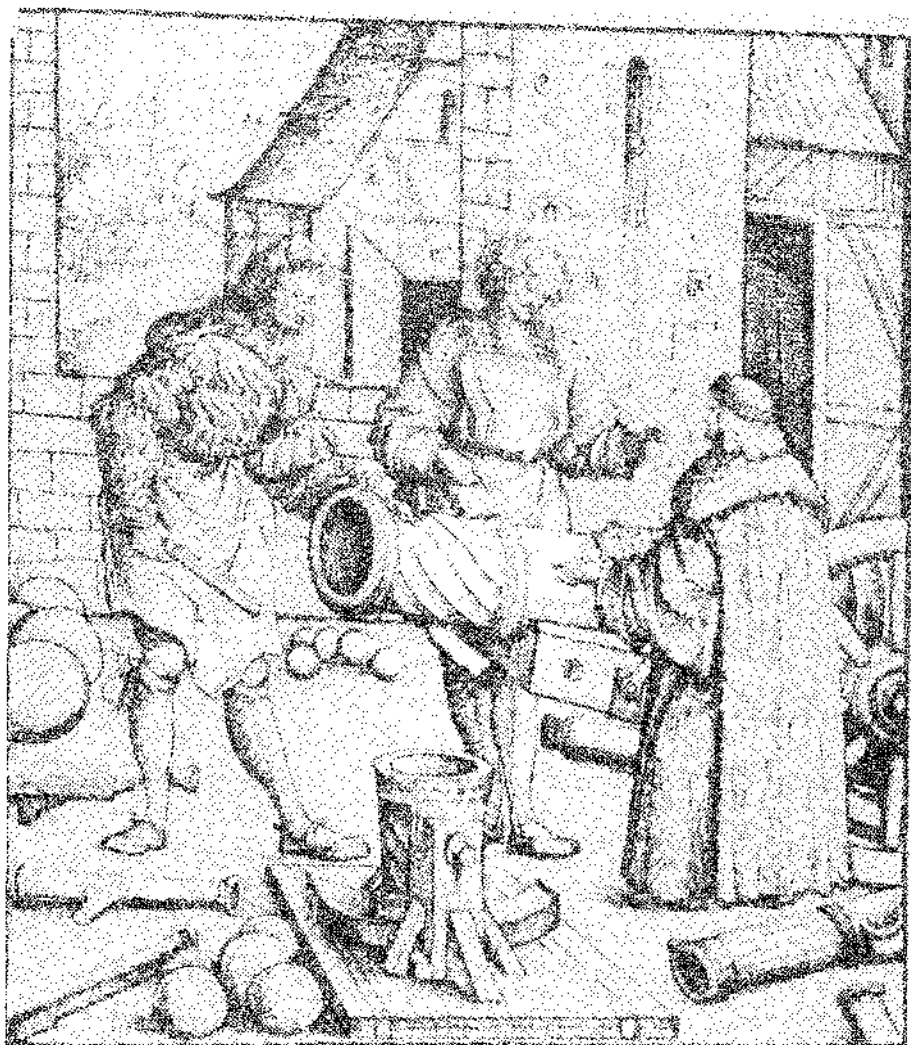
Von den 233 auf Ambras präsentierten Exponaten kamen 81 aus Spanien -- es war dies die bisher größte spanische Leihgabe ans Ausland. 130 Stücke stammten aus Österreichischen Museen, der Rest aus der BRD, der Schweiz, dem Louvre, Belgien und den USA.

Für einige dieser Objekte waren aufwendige Restaurierungsarbeiten notwendig, die von den Spaniern für Toledo veranlaßt wurden. Vor allem dadurch sparte sich die Innsbrucker Schau, nach Auskunft von Eva Schubert vom Austrian Art Service, etwa ein Drittel an Kosten. Der Voranschlag lag dennoch bei 25 Millionen Schilling.

Rund ein Zehntel dieser Summe floß in die Werbung, mit der neben österreichischem Publikum und Zufallstouristen vor allem Besucher aus Süddeutschland und insbesondere aus Norditalien angelockt werden sollten. In Mailand war aus diesem Grund ein eigenes Vorverkaufsbüro eingerichtet und eine eigene Pressekonferenz abgehalten worden. Der italienische Kunstverlag Electa konnte gewonnen werden, den Katalog zu publizieren, der in einer Auflage von 10.000 deutschen und 5.000 italienischen Exemplaren (zum Preis von 500 Schilling) aufgelegt wird. Gesondert beworben wurde das kulturpolitische Prestigeprojekt durch die offizielle Propagandaanstalt Tirols, die „Tirol-Werbung“. Und selbstverständlich wurde auch versucht, Besucher der Expo und der „Columbiana“ in Genua zu einem Abstecher auf das Innsbrucker Schloß zu bewegen. Gratiswerbung machten die Österreichische Post (mit einem Sonderstempel) und die Bundesbahnen mit einer Ermäßigung um 30, für Schulklassen um 70 Prozent gegen Vorweis der Eintrittskarte. Schülern wurde mit einem Illustrationswettbewerb („Erstellung einer Handschrift“) Geschichtsunterricht im Sinn der Veranstalter geboten.

Freilich mußte dieser provozierte Ansturm der Massen auf die 34 Schloßräume in irgend einer Form kanalisiert werden. Deshalb wurden die Besuchszeiten in sechs Tagesphasen á eineinhalb Stunden eingeteilt. Mit etwa hundertfünfzigtausend Besuchern werde gerechnet, schätzte Eva Schubert im Juni; die Zahl sei eine Mischung aus Kalkulation und effektivem Fassungsvermögen des Schlosses. Mehr hätten im Schloß an den 80 Öffnungstagen nicht Platz.

Der Aufwand, mit dem „Hispania-Austria“ betrieben wurde, war nicht ohne Grund unbescheiden, darf vermutet werden. Und dies verwundert nicht. Die Ausstellung hat Symbolkraft auch für das offizielle Österreich und für dessen Bestrebungen eines EG-Beitrittes. Eine Ausstellung, die gerade das mit der Symbolik der EG-Einheit behaftete Spanienjahr zum Anlaß nimmt und außerdem die eigene Tradition eines Großreiches, das der Habsburger, beschwört, eignet sich bestens, diese Bestrebungen auf subtile Weise voranzutreiben, vielleicht mit mehr Wirkung, als dies durch die Vermittlung politischer Botschaften geschehen könnte. Maximilians Kulturpolitik scheint Schule gemacht zu haben.



Herstellung von Kanonen in einer Innsbrucker Gießhütte. Im Vordergrund Kaiser Maximilian I. (Hans Burgkmair, Anfang des 16. Jahrhunderts)

Die heimischen Wurzeln des internationalen Sozialdumpings

Zur Beteiligung der Tiroler Montanindustrie an der Eroberung Amerikas

Gene Sensesig

Die Abhängigkeit der Tiroler Montanindustrie vom Weltmarkt ist so alt wie der internationale Metallmarkt selbst. Bereits zur Zeit der „Entdeckung“ und Kolonialisierung Amerikas kamen Kanonen, gegossen aus Tiroler Erzen mit Tiroler Technologie, zum Einsatz. Rund 100 Jahre später wurde Tirol in Form von Edelmetall-Sozialdumping aus dem soeben eroberten Amerika überrollt. Die Kosten der Erzgewinnung und Verarbeitung erwiesen sich, im Vergleich zu Amerika, als viel zu hoch. Die sogar für heutigen Verhältnisse als vorbildlich geltenden Sozialgesetze Tirols wurden unterlaufen, die mitteleuropäische Montanindustrie ging ihrem unaufhaltsamen Untergang entgegen.

Bis heute leidet die inzwischen kaum mehr existierende Tiroler Bergbauindustrie an der unfairen Konkurrenz aus der Dritten Welt. Die inhumanen Arbeitsbedingungen des Südens ermöglichen es einheimischen und internationalen Konzernen, Edel- und Buntmetalle zu Billigpreisen auf dem Weltmarkt zu handeln. Die langfristige Zerstörung der menschlichen Gesundheit, der Umwelt, der örtlichen Kultur und nicht zuletzt der Zukunft der betroffenen Industriezweige auch in der Dritten Welt, ist der Preis dafür. Diesen Preis müssen die Nutznießer des Systems selten selber bezahlen.

Im folgenden wird der Zusammenhang zwischen der Internationalisierung der Montanindustrie in Tirol, ihr Einstieg in die Weltrüstungsindustrie und der wirtschaftliche und soziale Untergang des Landes im 16. und 17. Jahrhundert ausgearbeitet. Zum Schluß werden einige aktuelle Beispiele aus dem späten 19. und 20. Jahrhundert skizziert, um die Kontinuität dieser Entwicklung zu verdeutlichen. Hierbei soll deutlich werden, daß die kurzfristigen Vorteile, die die ArbeitnehmerInnen des Nordens durch den Kolonialismus bzw. Nord-Süd-Konflikt genießen, ihnen auf Dauer auch empfindlich schaden können. Die Lehren daraus wurden bisher noch nicht gezogen.

Ein Weltmarkt für Metalle entsteht

Die Edel- und Buntmetallproduktion in den Alpen baute auf allmählich gewachsenen Arbeits- und Abhängigkeitszusammenhängen. Der Übergang von genossenschaftlichen zu kapitalistischen Besitz- und Produktionsverhältnissen im Bergbau seit dem 13. Jahrhundert führte jedoch nicht zur Städtebildung im unmittelbaren Abbauggebiet. Dies ist auf die

Weitmarktorientierung der Handelsfirmen dieser Zeit zurückzuführen. Edel- und Buntmetalle konnten nämlich, nach Abschluß des Schmelzverfahrens, direkt über den internationalen Handel zur Verteilung gelangen (Mitterauer 1974, 258).

Aber nicht nur der Handel, sondern auch der Abbau und die Verarbeitung von Silber, Blei und Kupfer waren in Tirol unter der Kontrolle von ortsfremden Unternehmen. Diese frühe Auslagerung der Besitzverhältnisse hatte zur Folge, daß sich die reichlichen Gewinne des Industriezweiges auf die schon bestehenden mittelalterlichen städtischen Siedlungen konzentrierten, zu Ungunsten der Bergbausiedlungen selbst (Mitterauer 1974, 258–9). Die Übernahme wesentlicher Teile der Tiroler Bergbauindustrie durch die oberdeutschen Handelshäuser hat diese Tendenz nur verstärkt.

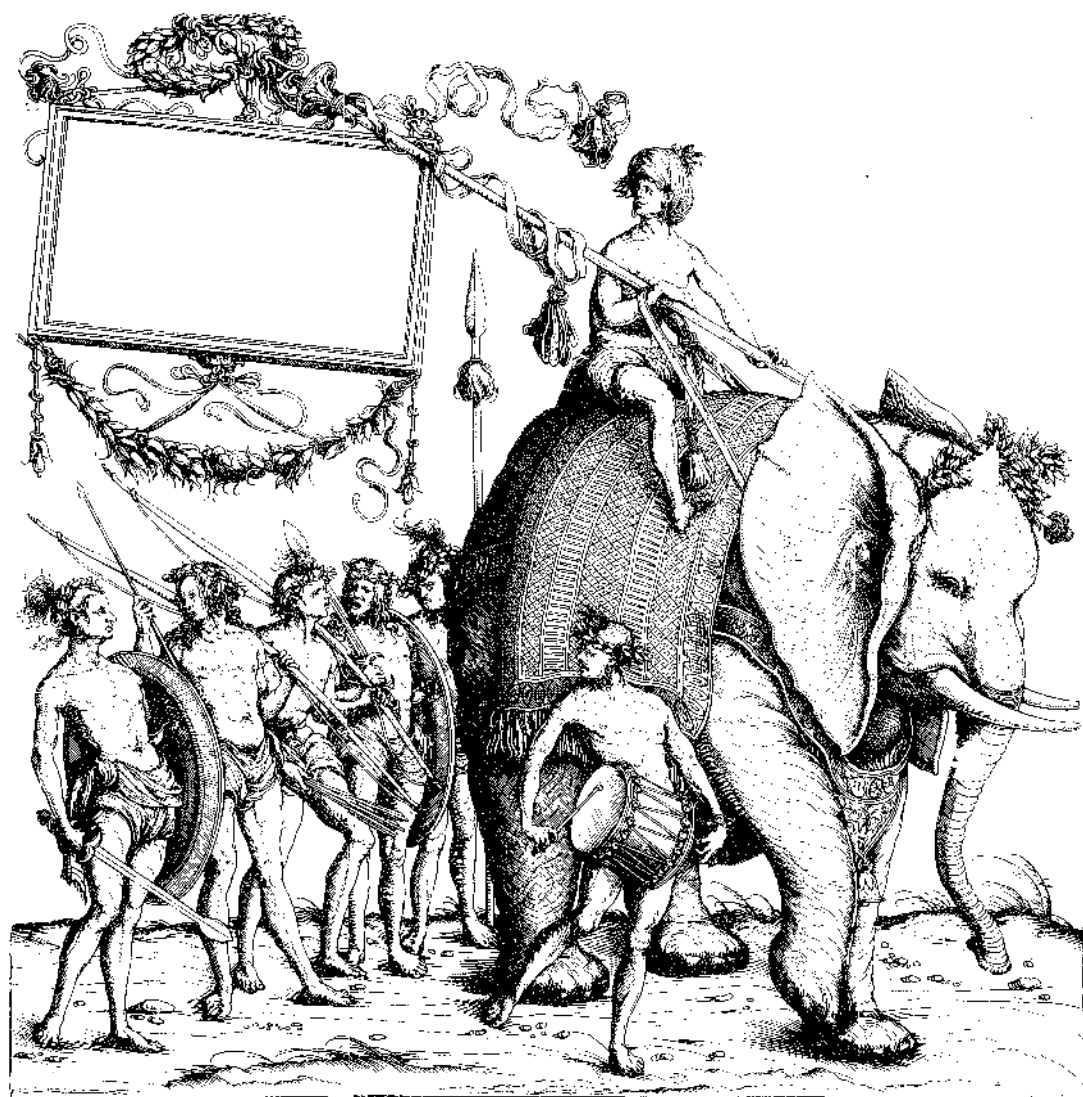
War die Edel-Buntmetallindustrie Tirols zu Beginn des 16. Jahrhunderts fest in den Händen einheimischer Handelshäuser, so geriet sie, ab Mitte des Jahrhunderts, unter die Kontrolle ausländischer, vor allem Augsburger Monopole (Mutschlechner 1980; Egg 1975). Während der Verkauf von Silber über die landesfürstliche Münze laufen mußte, konnten die Kupferproduzenten Tirols über den Weiterverkauf ihrer Ware großteils frei verfügen. In Hall wurde ein kleinerer Teil des Tiroler Silbers in Münzen geprägt. 1486 wurden die ersten Tiroler Silbertaler hergestellt. Der weitaus größere Teil des Silbers ging jedoch an Anleihfirmen mit Zweigstellen im unteren Innthal, um die Schulden des Fürsten zu tilgen und von dort aus nach Oberdeutschland und Venedig weiter (Egg 1986, 42).

Die Handelsrouten für Kupfer gingen traditionell über Oberdeutschland. Die Absatzmärkte lagen im Großen und Ganzen im Raum zwischen Nürnberg und Venedig. Das Rohkupfer aus Prentau wurde großteils in Nürnberg umgeschlagen (Müller 1934; Kellenbenz 1977). Die Fugger versuchten Teile ihrer Kupferproduktion über Südtirol nach Venedig zu schmuggeln. Die Bozner Zollbehörde war dafür zuständig, dies zu verhindern (Bückling 1907, 59–60).

Kanonen aus Tirol

Erzherzog Sigmund, dem Münzenreichen, gelang es als erstem Herrscher Tirols um 1430, den gesamten Bergbau des Landes völlig unter seiner Kontrolle zu bringen. Unter seiner Führung errang Tirol, und hier vor allem die Bergwerke in und um Schwaz und Gossensass/Sterzing, europäische Geltung. Sigmund erkannte die Bedeutung des Montanwesens für die Finanzen und die politische Macht Tirols genau. Er überschätzte jedoch die Möglichkeiten seiner neu errungenen Vormachtstellung. 1487 hatte er sich in einen ebenso teuren wie nutzlosen Krieg gegen Venedig hoffnungslos verschuldet. 1488 vereinten die Fugger die Schulden des Fürsten unter dem Dach ihres Handelshauses in Augsburg und bekamen als Gegenleistung die Kontrolle über die Tiroler Silberproduktion (Egg 1986).

War der Krieg gegen Venedig finanziell gesehen eine Niederlage, so war er in anderer Hinsicht von großem Vorteil. Sigmund ließ nämlich seit 1467 in Vorbereitung auf den Krieg größere Mengen von Bronzegeschützen in Innsbruck gießen. Dieser Geschützpark bildete nach 1490 einerseits den Grundstock für die berühmte Artillerie Kaiser Maximilians I., andererseits setzte sich Tirol durch die im Italienkrieg erworbene Guß-



Großmachtambitionen Kaiser Maximilians. Beim „Triumphzug“ des Kaisers (Hans Burgkmair) aus dem frühen 16. Jahrhundert wird fälscherweise angedeutet, daß auch Maximilian in Amerika und Indien Untertanen besaß

technik erstmals als Hauptrüstungsproduzent neben Nürnberg gesamteuropäisch durch (Egg 1961, 195).

Nürnberger und Tiroler Feuerwaffen waren im 16. Jahrhundert bei den expandierenden Weltmächten Portugal und Spanien besonders beliebt. Dank der Tiroler Kupfervorkommen konnten die Habsburger Nürnberg sogar den ersten Platz als europäischer Rüstungsproduzent Nummer eins streitig machen. Als wichtigster Waffenexporteur führten jedoch weiterhin die Oberdeutschen, Nürnberg, aber auch Augsburg, stellten ihre Kanonen mit

Vorliebe aus Tiroler Kupfer her. 1535 ließ der spanische Hof 24 „dobles canones“ aus Bronze gießen. 1541 wurden 104 weitere Geschütze bestellt (Kellenbenz 1981, 201). Spanien und Portugal brauchten Kanonen für ihre überseeische Expansion (Wallerstein 1986, 61ff, 471f). Bei der Eroberung Nord- und Südamerikas und der Karibik wurden Bronzekanonen kleineren Kalibers eingesetzt (Mionfeld 1981). Die einstmalig reichen spanischen Kupfer- und Zinnbergwerken wurde schon zur Römerzeit durch Sklavenarbeit stark beansprucht. Die Arbeitsbedingungen in diesen Bergwerken gehörten zu den schlechtesten in der Geschichte der Montanindustrie (Ludwig/Wermusch 1986). Zu dieser Zeit waren die Minen der iberischen Halbinsel restlos ausgebeutet. So stammten die Kanonen, die bei der Eroberung Amerikas zum Einsatz kamen, teilweise direkt aus den mitteleuropäischen Produktionszentren. Teilweise wurden diese Feuerwaffen zwar in Spanien gegossen jedoch mit importiertem Zinn vorwiegend aus England, aber auch Mitteleuropa und Böhmen und mit Kupfer aus Ungarn, Schweden und Tirol (Kellenbenz 1984). Die militärischen Vorteile, die dieser militärtechnische Vorsprung mit sich brachte, erleichterte die spanische „Conquista“ (Eroberung) Amerikas ungeheuer. Der abgrundtiefe Unterschied in der Rüstungsindustrie der alten und neuen Welt erklärt die relative Leichtigkeit, mit der die Völker der westlichen Hemisphäre unterworfen werden konnten.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts landete der Eroberer „Hernán Cortés in Veracruz (Mexiko) in Begleitung von nicht mehr als 100 Matrosen und 508 Soldaten; er führte 16 Pferde, 32 Wurfmaschinen, 10 bronzene Kanonen und einige Musketen, Lanzengewehre und Pistolen mit. Francisco Pizarro betrat Cajamarca (Peru) mit 180 Soldaten und 37 Pferden. Das genügte (...),“ da die Kanonen eher psychologisch als rein militärtechnisch wirkten. Indio-Zeitzeugen berichteten „wie die Kanone erschallt, wie ihr Knall widerhallt und wie man ohnmächtig hinsinkt; die Ohren werden davon betäubt. Und wenn der Schuß losgeht, bricht eine Art Feuerkugel aus ihrem Inneren hervor: Es regnet Feuer ...“ (Galeano 1980, 24–26).

Einmal erbeutet, mußten die Edelmetalle sicher nach Europa verfrachtet werden. Die Piraten, die von den Küsten Amerikas und Nordafrikas aus agierten, teilten die Angst der Indios vor den spanischen und portugiesischen „Feuermaschinen“ nicht. So wurden die Schiffe, die die „Carrera de Indias“, die Amerikanroute und die Verbindung zu den kanarischen Inseln sicherten, mit Kanonen unter anderem aus oberdeutscher und tirolerischer Wertarbeit ausgerüstet. Dies versetzte Spanien und Portugal in die Lage, den Rohstoffhandel zwischen den Kolonien und Europa sprunghaft auszudehnen (Kellenbenz 1981).

Silber aus Amerika

Die Eroberung der nord- und südamerikanischen Gold- und Silberabbaugebiete durch spanische und portugiesische Abenteurer Anfang des 16. Jahrhunderts löste unmittelbar darauf eine Überschwemmung des europäischen Edelmetallmarktes mit Billigware aus der westlichen Hemisphäre aus. Zwischen 1503 und 1520 flossen etwa 14 Tonnenn großteils erbeuteten Goldes nach Europa. Im Jahre 1525 begann dann der systematische Abbau von Edelmetallen durch die Spanier, zuerst in Mexiko, später in Peru und

Bolivien (Ludwig/Wermusch 1986). Mit der Entdeckung der Silberminen von Potosi im heutigen Bolivien stellte die Bergbauindustrie Amerikas diejenige Europas endgültig in den Schatten (Soetbeer 1879; Wallerstein 1986). Während der Regierungszeit Philipp II., König von Spanien (1556–1598), wurden etwa 12.000 Tonnen Silber und 220 Tonnen Gold in den spanischen Kolonien erzeugt. Zum Vergleich wurden in Europa nur 1.900 Tonnen Silber und 20 Tonnen Gold in den gleichen 42 Jahren produziert (Ludwig/Wermusch 1986).

Um die Produktionskosten zu senken und dadurch die Gewinne zu erhöhen wurden in Amerika weder die Natur noch die Abbauorte selber geschont. Raubbau war an der Tagesordnung. Der Rauch der Verarbeitungsindustrie zerstörte die Umwelt um die jeweiligen Hüttenbetriebe in einem Umkreis von bis zu sechs Meilen. So schlimm diese Verbrechen der europäischen Eroberer gegenüber Natur und den langfristigen wirtschaftlichen Interessen der Länder der „Neuen Welt“ auch waren, so war die völlige Mißachtung von Menschenleben zu Gunsten der Profitmaximierung um so verwerflicher. Das Elend der Bergknappen Amerikas war vergleichbar mit jenem der Sklaven in den spanischen Bergwerken zu den Zeiten des Römischen Imperiums. 1581 war bereits ein Drittel der angestammten Bevölkerung Amerikas vernichtet worden, zum Teil durch die Eroberungskriege der vergangenen 90 Jahre, größtenteils jedoch durch die Arbeitspolitik der spanischen und portugiesischen Bergwerks- und Großgrundbesitzer. Dies machte die Versklavung unzähliger Afrikaner und Afrikanerinnen erst attraktiv, die in den folgenden 250 Jahren millionenweise nach Amerika verschleppt wurden (Braudel 1986; Galeano 1980; Ludwig/Wermusch 1986). Trotz der enorm hohen Transportkosten wurde nämlich ab dieser Zeit der Import von afrikanischen Sklaven zu einer ökonomischen Notwendigkeit, wollte man die hohen Gewinne der vergangenen Jahrzehnte nicht gefährden (Wallerstein 1986).

Die spanische Wirtschaftspolitik in Amerika stützte sich auf das System der „Encomienda“ oder dem gutsherrlichen Fronsystem nach europäischem Vorbild. Obwohl die Encomienda in den vorausgehenden Jahrzehnten zur fast vollständigen Ausrottung der einheimischen Bevölkerung auf den westindischen Inseln geführt hatte, wurde dieses System in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts auf das Festland Nord- und Südamerikas ausgedehnt. Kern dieses Systems war die „Mita“, wonach ein Teil der Bevölkerung im Alter zwischen 18 und 50 Jahren gezwungen wurde, jeweils 18 Monate im Bergwerk zu arbeiten. Ausgestattet mit einem vermeintlich unerschöpflichen Reservoir an Menschenmaterial mißachteten die spanischen Bergwerksgesellschaften jegliche bergmännische Vorschrift. Eine Technik zur Wetterung oder Belüftung der bis zu 400 Meter abgeteufte Schächte fehlte genauso wie Entwässerungstollen. Die Stollen füllten sich dadurch schnell mit dicker, verbrauchter Luft, geschwängert vom Qualm der Talgkerzen, von giftigen Kohlendgasen, Arsenik und Schwefeldämpfen. Die Knappen wurden gezwungen, in den Gruben zu arbeiten bis das Wasser über sie hereinbrach und die Stollen überfluteten.

In den Jahren um 1575 arbeiteten bis zu 80.000 „Mitayos“ oder Indio-Zwangsarbeiter allein in den Bergwerken von Potosi (Peru). War der Achtstundentag in den Bergwerken Europas fast überall durchgesetzt, so mußten die Bergarbeiter Amerikas eine 36 Stunden-schicht ununterbrochen absolvieren. Im Schnitt starben in Potosi zu dieser Zeit 150 Mitayos täglich an den Auswirkungen ihrer unsicheren und ungesunden Arbeitsplätze. Um die

Qualen des Arbeitsalltags zu ertragen, kauten sie Kokaabblätter, eine Praxis, die in den Bergwerken der Andenländer heute noch üblich ist (Ludwig/Wermusch 1986, 146–8). Der Bergbau in Süd- und Mittelamerika hat dadurch die gewachsenen gesellschaftlichen Strukturen völlig unterminiert. Die neu entstandenen Ballungszentren um die Silber-, Gold und Quecksilberbergwerkszentren, vor allem in Mexiko, Peru und Chile, ließen ein gänzlich entwurztes, umherziehendes und enteignetes Proletariat entstehen. Diese Massen sammelten sich, falls sie nicht durch Zwangsarbeit gebunden waren, in den pseudourbanen Landstrichen ohne Hoffnung auf eine Verbesserung ihres Lebensstandards (Jara 1966, 28).

1557 wurde das Amalgamierungsverfahren, mit dem Silbererze mittels der Beimischung von Quecksilber gewonnen werden konnte, wieder eingeführt. Waren die Arbeitsverhältnisse in den Silberminen Lateinamerikas lebensgefährlich, brachten die Zwangsarbeitsplätze in der Quecksilberindustrie in Huancacelica (Peru) dieser Zeit den sicheren Tod mit sich. Die hier beschäftigten Indios mußten das hochgiftige Erz mit ihren bloßen Händen und Füßen bearbeiten. Der 1619 von der spanischen Krone beauftragte Bergwerksinspektor Juan de Solórzano berichtete: „Das Gift frisst sich bis ins Mark ein und schwächt alle Glieder; es ruft ein ständiges Zittern hervor, und die Arbeiter sterben gewöhnlich innerhalb von vier Jahren.“ (Ludwig/Wermusch 1986). Zahlreiche Indio-Aufstände bezeugen die Bereitschaft dieser Völker, sich dem langsamen Sterben in der Montanindustrie zu widersetzen. Sie wurden alle auf brutalste Weise niedergekämpft, denn die militärische Überlegenheit der europäischen Eroberer war zu dieser Zeit unanfechtbar (Galeano 1980).

Zahlreiche spanische Rechtsexperten und Philosophen setzten sich mit der Lage der Bergarbeiter und Bergarbeiterinnen in den Kolonien auseinander. Die theoretischen Abhandlungen der spanischen Gelehrten Francisco Vitoria (1483/93–1546) und Domingo de Soto (1495–1560) über die Rechte und Pflichten der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in Südamerika gelten als die Grundlage des modernen internationalen Arbeitsrechtes. Vitoria, bedeutendster Arbeitsrechtstheoretiker seiner Zeit, führte 1532 als erster einen wissenschaftlichen Diskurs gegen die Sklaverei. Nach ihm sind Indianer, obwohl „Heiden, Häretiker und Sünder“, vernunftgegebte Menschen, die ein absolutes Recht auf Freiheit und Privateigentum besitzen. Vitoria führte als Beweise an, daß „Indianer ihre Angelegenheiten methodisch regeln, in geordneten Gemeinschaften leben, Ehen schließen, Gesetze, Magistrate und Werkstätten besitzen und sogar eine eigene Religion haben.“ Daraus folgt, daß „sie sich vernünftig (verhalten) und leben nach Vorschriften, welchen auch immer, und sind folglich weder von Natur aus Sklaven, noch dürfen sie als solche gehalten werden“ (Olea 1981, 15).

Soto verwirft, mit Vitoria, den Handel mit Sklaven, akzeptiert jedoch die Verwendung von Kriegsgefangenen als Zwangsarbeiter. Dies wird damit gerechtfertigt, daß „jemand, der den Gefangenen töten darf, ihn auch in die Sklaverei zwingen kann – denn obwohl die Freiheit wertvoller als das Gold ist, so ist sie nicht so viel wert wie das Leben selbst“ und daraus folgt, „daß diese Form der Sklaverei nicht nur erlaubt, sondern auch ein Werk der Barmherzigkeit ist“ (Olea 1981, 17). Durch diese Hintertür war die Sklaverei in den südamerikanischen Bergwerken auch von einem Teil der akademischen Welt wissenschaftlich gedeckt. An eine Einhaltung der traditionellen Vorrechte

und Privilegien der europäischen Knappen war somit gar nicht zu denken. Eine ähnlich fatale Rolle spielten die österreichischen und deutschen Rechtswissenschaftler bei der Gestaltung und Rechtfertigung der Zwangsarbeit in den alpinen Bergwerken während des Zweiten Weltkrieges.

Sozialstaat Tirol

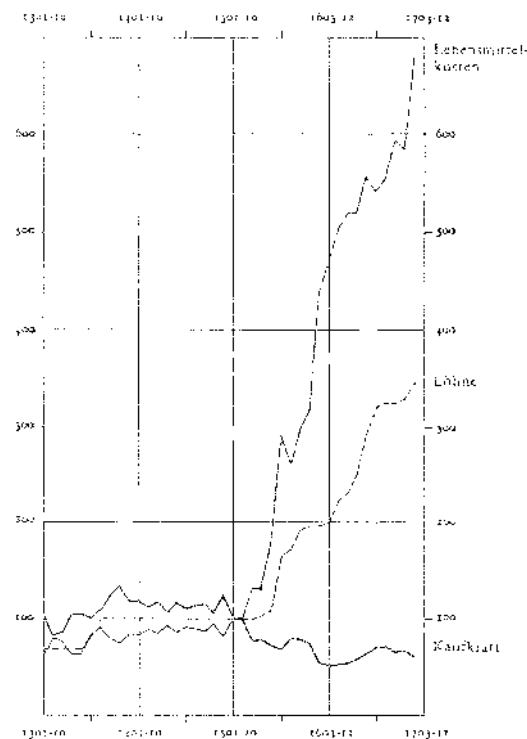
Im Gegensatz zu vielen anderen Wirtschaftszweigen, hat sich die Lage in der Bergbauindustrie Tirols im Laufe der Jahrhunderte stark zugunsten der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer entwickelt. Die Regulierung der Sozialverhältnisse gipfelte 1553 in der Ferdinandeischen Bergordnung, die u. a. die Bereiche Entlohnung, Versorgung, Arbeitszeit (8 Stundentag), Gesundheit und Sicherheit, Kündigungsschutz und Arbeitnehmervertretung abdeckte. Auch die unterschiedlichen Behandlung von Mann und Frau in der Montanindustrie wurde durch die Bergordnung festgelegt. Die ArbeitnehmerInnen waren aus zwei Gründen in der Lage, ihre Forderungen an die Unternehmer und den Staat durchzusetzen. Erstens wurden in Tirol vor allem Silber, Blei und Kupfer abgebaut, die für die Rüstungsindustrie und die Währungspolitik des Staates ungeheuer wichtig waren und deswegen streng geregelt werden mußten. Zweitens besaßen die Bergknappen ein annäherndes Monopol im technischen Bereich und waren so in der Lage, von einer Position der Stärke aus zu verhandeln.

Die Sozialpolitik in der Montanindustrie Tirols hob sich nicht nur von der menschenunwürdigen Lage in den Bergwerken Lateinamerikas dieser Zeit kraß ab. Sie war auch in der Zeit ihrer Blüte, in den Jahren unmittelbar nach der Entdeckung Amerikas, auch der Sozialgesetzgebung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts überlegen. Erst nach dem Ersten Weltkrieg gelang es den modernen sozialdemokratischen Gewerkschaften Österreichs, den Stand von 1553 zu erreichen. In Südtirol mußten die Knappen bis zu ihrer Befreiung vom italienischen und deutschen Faschismus im Jahre 1945 warten, bis sie einen annähernd vergleichbaren Schutz genießen sollten. (Sensenig 1990a, 52–65)

Die Preisrevolution des 16. Jahrhunderts

Die Einführung der Amalgamationsverfahren 1557 ermöglichte es den spanischen Berggesellschaften weiterhin mit großem Gewinn in Amerika Silber abzubauen und zu exportieren. Waren die leicht abbaubaren Reserven an der Oberfläche Mitte des 16. Jahrhunderts größtenteils erschöpft, so konnte man durch die Beimengung von Quecksilber profitabler minderwertige Erze fördern. Dadurch war die drohende Stagnation und der Rückgang des amerikanischen Bergbaus gebannt. Die Überflutung Europas mit Billigsilber hielt an (Jara 1966, 37).

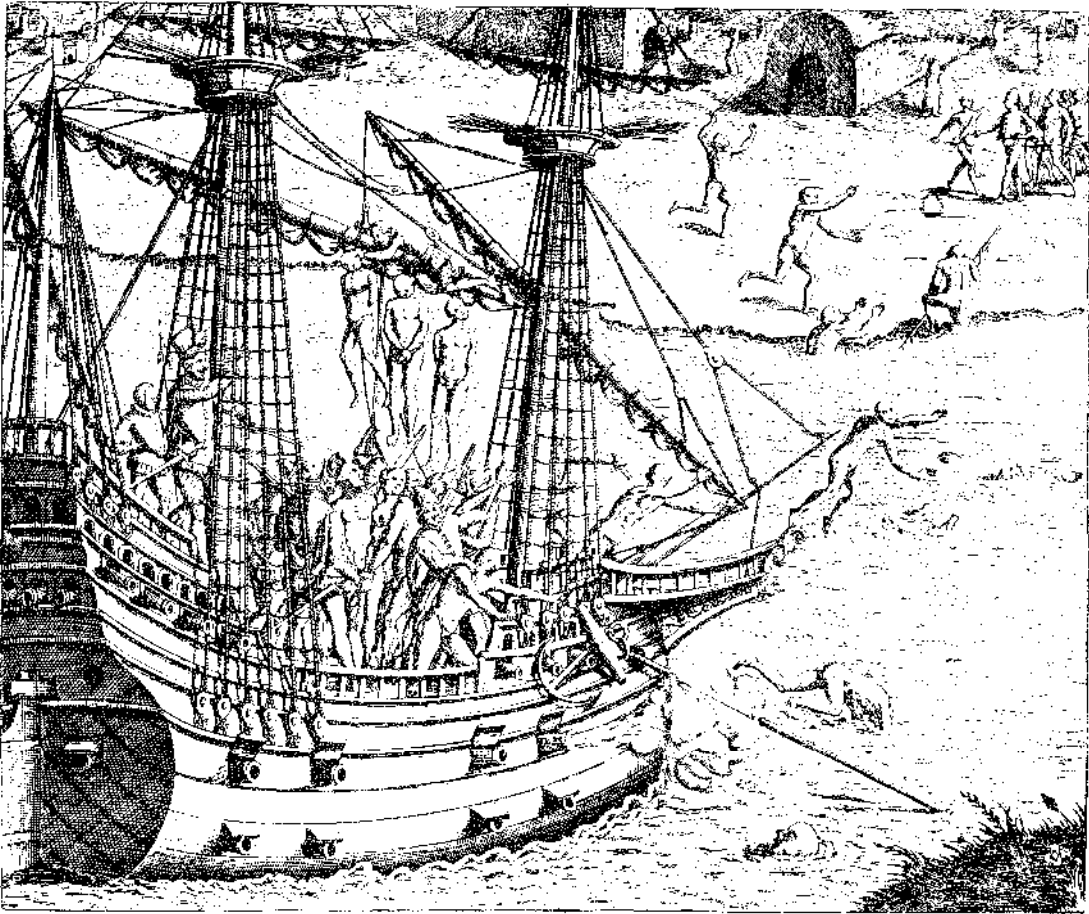
Im Jahre 1571 berichtete eine „Instruktion für die landesfürstliche Kommission“ zu Schwaz, daß seit 1569 „eine ganz abnorme Teuerung aller Lebensmittel“ eingetreten sei. „Die Gewerken hatten erklärt, sie könnten ohne weitere landesfürstliche Zubeße bei den bestehenden Silberpreisen nicht existieren, viele verdienten nach ihrer Angabe



Löhne.
Lebensmittelpreise und
Kaufkraft 1300-1700
(Gimpel 1980, 115)

nicht einmal das 'leib prot'. Die Arbeiter verließen Schwaz in großer Zahl und der Bergbau lag danieder" (Worms 1964, 3). Ein Jahr vor dem Eintreten der erwähnten Teuerungswelle in Tirol, nämlich im Jahre 1568 schrieb der französische Publizist Jean Bodin in seiner „Antwort auf das Paradoxon von Malestriot betreffs der Preissteigerung bei allen Gütern“ die Ursachen für den Fall der Silberpreise und gleichzeitiger enormer Anstieg der Lebenshaltungskosten nieder. Die „Menge des aus den Spanischen Kolonien in Amerika über Sevilla nach Europa strömenden Goldes und Silber (bewirkte) notwendig eine Vertheuerung des Lebensunterhalts“ (Soetbeer 1879, 1).

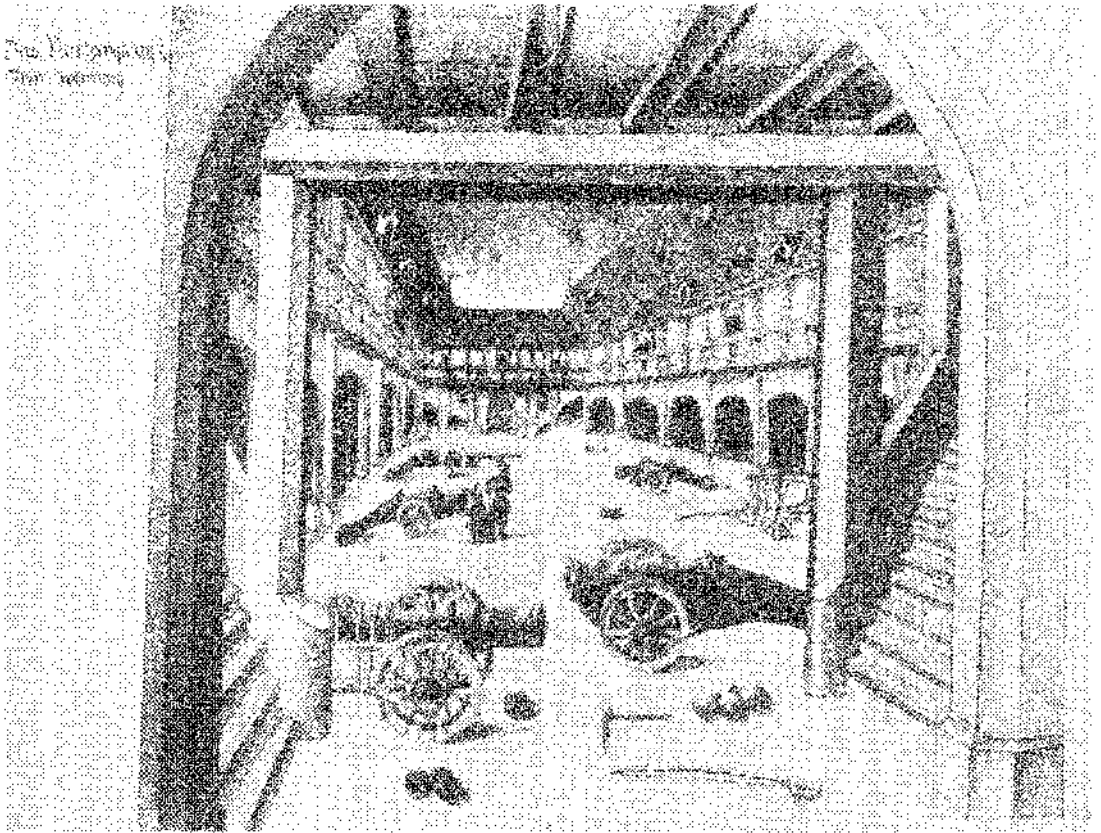
Der unmittelbare kausale Zusammenhang zwischen den Silberimporten und der Teuerungswelle des 16. Jahrhunderts ist heute unumstritten. Wegen der mangelhaften Datengelage ist es aber nicht möglich, genau zu eruieren, ob das Billigsilber die Hauptursache der Inflation war. Fest steht jedoch, daß die Überflutung Europas mit Silber und Gold aus Amerika die industrielle Produktion unheimlich anheizte und dadurch zu einer Verknappung von Produktions- und Lebensmitteln führte. Die Nachfrage an landwirtschaftlichen Rohstoffen stieg ins Unermeßliche. Beim Getriedepreis wird dies deutlich. Die Bergbauzentren waren nämlich von der Einfuhr von Getreide, wie auch anderer Nahrungsmittel und Alltagsgegenstände, aus dem Ausland abhängig. Das Anheizen der Wirtschaft durch das Überangebot von Gold- und Silbermünzen, führte zu einer starken Preissteigerung für Getreide, bzw. verhinderte, daß die Preise bei rückläufigem Bedarf fallen konnten. Zwischen 1520 und 1580 stiegen dadurch die Preise für Brot und Fleisch auf etwa das Dreifache (Notizen 1973). Dies verstärkte nur die Kreditabhängigkeit dieser



Bergregionen. Für Südtirol kam noch hinzu, daß das Wiederaufleben der Wirtschaft im benachbarten Norditalien von einer maroden Landwirtschaft begleitet wurde.

Parallel zur allgemeinen Teuerungswelle stürzten in diesen Jahren die Silberpreise in den Keller (Scheuermann 1929, 404). Das Überangebot von Silber ab ca. 1540 erzwang eine Abwertung dieses Edelmetalls gegenüber seinem Hauptkonkurrenten Gold. Waren die Silberimporte aus Amerika in den 30'er Jahren von nur geringer Bedeutung, so überstiegen sie im Jahrzehnt danach das fünfzehnfache der europäischen Produktion. Ab 1544 stammte 75% des in Europa umgesetzten Silbers aus Amerika (Wiebe 1895, 275). Erst nach 1680, mit dem Beginn des Goldwaschens in Brasilien, konnte sich der Wert des Silbers gegenüber jenem des Goldes auf dem Weltmarkt wieder erholen (Braudel 1973; Neff 1974; Padilla 1982):

Für den Tiroler Silberbergbau kam diese Erholung des Silberpreises im 17. Jahrhundert zu spät. Durch die Raubbaupolitik der Fugger im 16. Jahrhundert verwüstet, konnte sich die alpine Silberindustrie und dadurch auch der für das Saigerverfahren unabdingbare Bleibergbau nicht mehr erholen. Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618 war die Produktion von Silber auf das Niveau des Jahres 1450 zurückgegangen, also der Zeit kurz vor dem Beginn des Silberbergbau-Booms. Wäh-



Zeughaus in Innsbruck, 1500-1505 erbaut, mit den Geschützhalten im Erdgeschoss

rend des Krieges ging die Produktion dann auf den Niveau des 13. Jahrhunderts zurück (Neff 1974, 590-1).

Hauptgewinner der oben skizzierten Entwicklung waren zu allererst die Edelmetallunternehmen und Spekulanten, die auf Gold gesetzt hatten (Braudei 1986). Andererseits profitierte auch das Manufaktur- und Handelskapital, das auf Grund der hohen Preise bei relativ stagnierenden Löhnen, große Gewinne einstreichen konnte. (Ludwig/Wermusch 1986, 168-9).

Wegen der stark steigenden Lebenshaltungskosten bei gleichzeitig fallenden Einkommensverhältnissen waren die Arbeiter und Arbeiterinnen in dem unmittelbar betroffenen Industriezweig, also vor allem die Silberbergarbeiter und -arbeiterinnen Tirols, Sachsens und Böhmens die Hauptleidtragenden. Wie das Beispiel Schwaz deutlich zeigt, wurden sie durch die allgemeine Krise der Silberindustrie gezwungen, auf der Suche nach neue Arbeitsmöglichkeiten ihre Heimat zu verlassen. Durch die Teuerung in den Tiroler Bergbauregionen mußten beispielsweise „Ende Mai 1571 am Falkenstein allein 400 Arbeiter entlassen werden“. „Die Kammer, welche sonst alles tat, um die Leute beim Berg zu erhalten, erklärte zu dieser Zeit des Mangels sich unumwunden damit einverstanden, die Arbeiter gehen zu lassen, weil sie nicht mehr stehen können“ (Hirn 1885, 557). Obwohl ähnlich drastische Schilderungen für Südtirol fehlen, deckt sich

diese Lagebeschreibung mit den Erfahrungen südlich des Brenners. Die Südtiroler Silber- und Bleibergbauindustrien war schon längst zum Anhängsel derjenigen Nordtirols geworden und somit durch die allgemeinen Krisenerscheinungen gleichermaßen betroffen.

Sozialdumping heute

Das Kupferbergwerk im Ahrntal bei Bruneck hat als eines der wenigen größeren Bergwerke des Landes den allgemeinen Untergang der Tiroler Bergbauindustrie heil überstanden. Aber auch dieser Standort bekam den Druck des Weltmarktes gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu spüren und mußte zusperrern. Neben Kupfer gäbe es heute noch Zink-, Blei- und Flußspatreserven in Nord- und Südtirol, die alle wegen der herrschenden (niedrigen) Weltmarktpreise nicht abgebaut werden können. Dies vor allem deswegen, weil die tatsächlichen wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Kosten in den derzeitigen Preisen für Edelmetalle nicht enthalten sind.

Zum Beispiel Kupfer

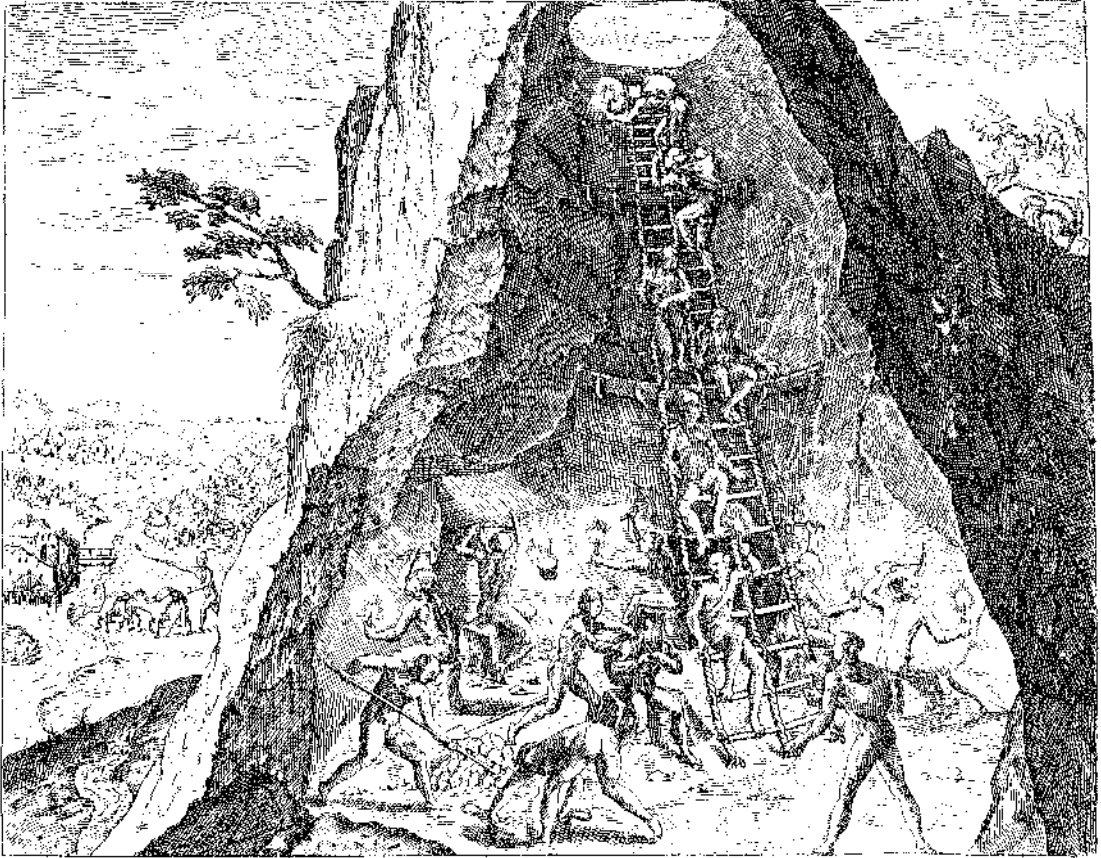
*„Vierhundert Jahr hat das Bergwerk geblüht,
Viel Menschen haben sich drum bemüht,
Die einen mit fleißiger kräftiger Hand,
Die anderen mit Wissen und scharfem Verstand.*

*Das Kupfer das beste gewesen ist
Vom Uralgebirg bis zur spanischen Küst';
Hat in's Tal gebracht gar reichen Segen,
Verkehr ist gewesen mit Schlitten und Wägen.*

*Da kam von Amerika Kupfer so viel,
Sie gewinnen es dort ja mit leichtem Spiel;
Das hat uns zugrundg'richt' in kurzer Zeit,
Mir ist um Menschen und Bergwerk leid!*

Diesen Abschiedsspruch hat Graf Hugo Enzenberg am alten Traydkasten in Steinhaus im Ahrntal Ende des letzten Jahrhunderts angebracht, als das Bergwerk sich nach einem verheerenden Murenabgang, trotz größter Anstrengungen, nicht mehr erholen konnte (Enzenberg/Prcuschl-Haldenburg 1959). Schuld am Niedergang des Ahrner Handels waren allerdings nicht die Billigexporte aus Lateinamerika, von wo aus Silber, Gold und Kupfer seit Jahrhunderten zu Schleuderpreisen nach Europa verschifft wurden, sondern die reichen Kupfervorkommen der USA. Um die Jahrhundertwende begannen die US-Metall-Multis ihre Kupferüberschüsse zu günstigsten Preisen auf den Weltmarkt zu kippen. Die Japaner zogen bald nach. Dieser aggressiven Dumping-Politik Amerikas konnte der Ahrner Handel nicht standhalten.

Wie die Indianer das Gold aus den Bergen graben.



„Wie die Indianer das Gold aus den Bergen graben“

Wie sahen nun die Arbeitsverhältnisse in den USA aus, die vom Graf Hugo als „leichtes Spiel“ umschrieben wurden. Die Lage der Bergarbeiterinnen und Bergarbeiter Nordamerikas war gewiß nicht so schlimm wie die in den benachbarten Ländern Lateinamerikas. Gerade demokratisch ging es um die Jahrhundertwende in den entlegenen Kupfergruben der USA jedoch auch nicht zu. Die erbitterten Arbeitskämpfe der amerikanischen Gewerkschaften endeten zu dieser Zeit größtenteils mit einer Niederlage, weil die Polizei und das Heer auf Seiten der Großkonzerne stand. In diesem Zusammenhang wären vor allem die Montanindustriellen Rockefeller, die Fugger der Neuzeit, zu erwähnen. Die Arbeitgeber ließen wiederholt auf streikende Arbeiter schießen, ihre Wohnungen wurden geräumt oder gar angezündet. So zum Beispiel bei dem Kupferarbeiterstreik in Calumet, Michigan im Jahr 1913, wo 16.000 Kumpel überwiegend aus England, Italien, Österreich und Kroatien für den 8-Studentag und verbesserte Sicherheitsvorkehrungen in den Ausstand traten. Die Massaker von Calumet, wo unter anderem 73 Kinder starben, wurden durch das Lied „The 1913 Massacre“ des amerikanischen Folk-Sängers Woody Guthrie berühmt (Foner/Schulz 1983; Foner 1980, 214–225).

Die Nicht-Einhaltung gewerkschaftlicher und sozialpolitischer Grundrechte machte es den Unternehmern „spielend leicht“, ihre Konkurrenz im Ausland, u. a. im Ahrntal, vom Markt zu verdrängen.

Zum Beispiel Fluss-Spat

Heute existieren in Südtirol noch zwei kleine Bergwerke wo in bescheidenem Umfang Flußspat (Flourit) abgebaut wird. Die noch reichlich vorhandenen Erzreserven in den Bergwerken Deutschnofen bei Bozen und Rabenstein im Sarntal können mit Gewinn abgebaut werden können. Trotzdem sieht die Zukunft für diesen letzten Abbaugebiete Südtirols nicht rosig aus. Italien importiert verstärkt Flußspat aus der Volksrepublik China, die zu Billigstpreisen exportiert. Warum China mit „leichtem Spiel“ Erz abbauen kann, hängt sicherlich damit zusammen, daß es in diesem Land an freien Gewerkschaften noch fehlt (Sensenig 1990a, 126).

Zusammenfassung

Der Niedergang des Tiroler Bergbaus hängt mit der allgemeinen Krise dieser Industriesparte in Europa zusammen. Im späten 16. und 17. Jahrhundert verloren Österreich, Ungarn und Deutschland ihre führende Rolle als industrielle Motoren des Kontinents. Die mitteleuropäischen Binnenländer wurden in diesen Jahren gerade im industriellen Bereich durch die Handelsgroßmächte England und Holland überflügelt. Diese Entwicklung wurde durch eine Vielzahl von Faktoren ausgelöst. Eine der wichtigsten war jedoch die Untergrabung der deutschen und österreichischen Metallindustrie durch die Billigimporte aus der Dritten Welt (Neff 1974, 591). Dies war wiederum deswegen so leicht möglich, weil die englischen, französischen und vor allem spanischen und portugiesischen Eroberer den Völkern Amerikas, Afrikas und Asiens militärisch weit überlegen

waren. Das militärische Übergewicht der iberischen Supermächte ist unter anderem auf die hervorragenden Rüstungsgüter aus oberdeutscher und tirolerischer Produktion zurückzuführen. Hier war das Kupfer aus Preßnitz von größter Bedeutung. Die Metallindustrie Tirols hatte sich indirekt, über den Umweg der Kanonenexporte nach Spanien und Portugal, im Form des amerikanischen Montanwesens eine vernichtende Konkurrenz „erschossen“.

Die Unterdrückung der freien Gewerkschaften in der Dritten Welt wie auch die Aufrechterhaltung von unfairen Handelsverhältnissen mit den Rohstoffproduzenten des Südens stellen auch heute eine existentielle Bedrohung für die traditionellen Schwerindustrien in Europa und Nordamerika dar. Wieder einmal sind die Rüstungsproduzenten des Nordens unmittelbar an dieser Entwicklung beteiligt. 500 Jahre nach der Entdeckung des Sozialdumpings ist die internationale Arbeitnehmerschaft immer noch nicht in der Lage, den Nord-Süd-Konflikt in ihren eigenen Reihen (Sensenig 1990b) zu überwinden. An der Schwelle zum neuen Jahrtausend wird nach dem gleichen wirtschaftlichen Prinzipien gehandelt wie zur Zeit von Christoph Columbus.

Literatur:

- Braudel, Ferdinand (1986). Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts, München.
- Bückling, Gerhard (1907). Die Bozener Märkte bis zum Dreißigjährigen Kriege, Leipzig.
- Egg, Erich. (1961). Der Tiroler Geschützguß, 1400–1600, Tiroler Wirtschaftsstudien Nr. 9, Innsbruck.
- Egg, Erich (1975). Die Stöckl in Schwaz, Eine Tiroler Gewerkefamilie im Frühkapitalismus, in: Heilfurth, Gerhard/Schmidt, Leopold (Hrsg.), Bergbauüberlieferungen und Bergbauprobleme in Österreich und seinem Umkreis, Festschrift für Franz Kirnbauer zum 75. Geburtstag, Wien, 51–64.
- Egg, Erich (1986). Der Metallbergbau in Tirol – der wirtschaftliche Hintergrund der Sigmundzeit, in: Der Herzog und sein Taler, Erzherzog Sigmund der Münzenreich, Politik – Münzwesen – Kunst, Innsbruck, 40–43.
- Enzenberg, Sighard/Preuschl-Haldenburg, Otto (1959). Der Ahner Handel, Zur Geschichte des Ahner Kupferbergbaus, in: Schlern Schriften, Nr. 208, Innsbruck, 31–55.
- Foner, Philip S. (1980). The AFL and the Progressive Era, 1910–1915, New York.
- Foner, Philip S./Schulz, Reinhard (1983). Das andere Amerika, Geschichte, Kunst und Kultur der amerikanischen Arbeiterbewegung, Berlin/W.
- Galcano, Eduardo (1980). Die offenen Adern Lateinamerikas, Die Geschichte eines Kontinents von der Entdeckung bis zur Gegenwart, Wuppertal.
- Gimpel, Jean (1980). Die industrielle Revolution des Mittelalters, Zürich/München.
- Hirn, Joseph (1885). Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. Geschichte seiner Regierung und seiner Länder, Bd. I, Innsbruck.
- Jara, Alvaro (1966). Economía minera e historia económica hispanoamericana, in: Tres ensayos sobre economía minera hispanoamericana, Santiago de Chile, 15–54.
- Kellenbenz, Hermann (1977). Europäisches Kupfer, Ende 15. bis Mitte 17. Jahrhundert, Ergebnisse eines Kolloquiums, in: Kellenbenz, Hermann, Schwerpunkte der Kupferproduktion und des Kupferhandels in Europa 1500–1650, Wien, 290–351.
- Kellenbenz, Hermann (1984). Oberdeutsche Geschütze und Harnische für Spanien, in: Mathis, Franz/Riedmann, Josef, Exportgewerbe und Außenhandel vor der Industriellen Revolution, Festschrift für Georg Zwanowetz, Innsbruck, 199–210.
- Ludwig, Günter/Wermusch, Günter (1986). Aus der Geschichte eines Edelmetalls, Berlin/DDR.
- Mitterauer, Michael (1974). Produktionsweise, Siedlungsstruktur und Sozialformen im österreichischen Montanwesen des Mittelalters und der Neuzeit, in: Mitterauer, Michael/Heldbauer, Peter, Österreichisches Montanwesen, Produktion, Verteilung, Sozialformen, Wien, 234–315.

- Müller, Karl Otto (1934). *Welthandelsbräuche (1480–1540)*, Stuttgart.
- Mutschlechner, Georg (1980). *Der Bleiberg und die Tiroler Montanindustrie, Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart*, in: *Neues aus Alt-Villach, Museum der Stadt Villach* (Hg.), Villach. 61–113.
- Neff, John (1974). *Silverproduction in Europe*, in: *The Journal of Political Economy*, Bd. 49, Chicago, 575–591.
- *Notizen aus der Sozial-, Wirtschafts- und Gewerkschaftsgeschichte vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (1979). DGB Verlag, Berlin/W.
- Olea, Manuel Alonso (1981). *Von der Hörigkeit zum Arbeitsvertrag*, Heidelberg.
- Padilla, José Braulio López (1982). *Der Silbermarkt, Ein ökonomisches Modell*, Diss., Univ. Köln.
- Scheuermann, Ludwig (1929). *Die Fugger als Montanindustrielle in Tirol und Kärnten, Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts*, München/Leipzig.
- Sensenig, Gene R. (Hg.) (1990a). *Bergbau in Südtirol, Von der Altiroler Bergbautradition zur modernen italienischen Montanindustrie – Eine Sozialgeschichte*, Salzburg.
- Sensenig, Gene R. (1990b). *Wo warst Du Bruder? Gewerkschaften zwischen Imperialismus und Solidarität*, in: *Journal für Entwicklungspolitik* 3/1990, 73–82.
- Soetbeer, Adolf (1879). *Erdmetall-Produktion und Werthverhältniss zwischen Gold und Silber seit der Entdeckung Amerika's bis zur Gegenwart*, Ergänzungsheft No. 57 zu „*Petermann's Mitteilungen*“ Gotha.
- Wallerstein, Immanuel (1986). *Das moderne Weltssystem – Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert*, Frankfurt/M.
- Wiebe, Georg (1895). *Zur Geschichte der Preisrevolution des XVI. und XVII. Jahrhunderts*, Leipzig.
- Worms, Stephen (1904). *Schwazer Bergbau im fünfzehnten Jahrhundert, Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte*, Wien.

Aufopferungsvoll im Kampf gegen die Krankheiten der Welt

Die Biochemie in Kundl. Wirtschaftskolonialismus am Beispiel eines Tiroler Pharmakonzerns

Ruth Holtzbauer

In diesem Artikel werden die Praktiken multinationaler Konzerne am Beispiel des Pharmageschäfts mit den Ländern des Trikont (das sind die Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas) dargestellt, wobei diese Ausbeutungsmechanismen auf alle Bereiche übertragbar sind, in denen multinationale Unternehmungen sich engagieren.

Was hat die BIOCHEMIE Kundl – auf den ersten Blick ein bodenständisches Tiroler Unternehmen – mit der (wirtschaftlichen) Kolonisierung der Länder des Trikont zu tun? Sehr viel – wie sich zeigen wird.

Die BIOCHEMIE ist eine 100%ige Tochter des Schweizer Chemiemulti SANDOZ, der zu den 10 größten Chemiekonzernen der Welt gehört und neben der pharmazeutischen Produktion (45% des Gesamtumsatzes) u. a. auch noch im Saatgutgeschäft und in der Lebensmittelindustrie (z. B. mit der Firma Wander = „Ovomaltine“ und „Isostar“) engagiert ist. Die BIOCHEMIE ist mit ihren modernsten Fermentationsanlagen für SANDOZ der Ort, an dem die (teilweise gentechnisch hergestellten) biochemischen Produkte) industriell produziert und z. T. auch vermarktet werden.

Mit ihren Erzeugnissen ist die BIOCHEMIE entweder direkt (Pharmabereich) oder indirekt (als Produzentin des Rinderwachstumshormons BST für den US-Multi MONSANTO im Landwirtschaftsbereich) auf verschiedenen Weltmärkten vertreten.

Aus diesem Grund werden die Praktiken multinationaler Konzerne auf dem Weltpharmamarkt kurz aufgezeigt (wobei sich die dargestellten Strukturen auf alle Märkte in denen Multis agieren, übertragen lassen).

Pharmageschäfte in den Ländern des Trikont – die Praktiken der Pharamultis

Das Pharmageschäft mit der sog. „3. Welt“ zählt seit jeher zu den lukrativen Einnahmequellen der Stammländer der Pharmakonzerne (v. a. Schweiz (Ciba-Geigy, Hoffmann La Roche und SANDOZ), USA (Pfizer, Merck Sharp & Dohme), BRD (Bayer und Hoechst). In der Schweiz überstiegen die Einnahmen aus dem Pharmageschäft bereits vor 10 Jahren die aus dem Tourismus. Wie alle wirtschaftlich lukrativen Märkte ist auch der Pharmamarkt so organisiert und konzentriert, daß die Länder des Trikont keine Chancen zur Entwicklung einer Eigenständigkeit und Unabhängigkeit haben. Damit bleiben sie wirt-

schaftlich kolonisiert. Die 30 führenden (alle in Industriestaaten ansässigen) Multis beherrschen bereits Ende der 70er Jahre über 50 % des gesamten Weltpharmamarktes.¹

Noch krasser zeigt sich diese Konzentration, wenn man sich die 9 von der UNO unterschiedenen sog. therapeutischen Teilmärkte² ansieht: auf jedem dieser Teilmärkte haben die jeweils fünf führenden Multis über 70 % des Marktes unter Kontrolle. In absoluten Größen: der weltgrößte Pharmahersteller Hoechst hat im Jahr 1979 so viel an Pharmaka umgesetzt, wie die Länder Mittelamerikas (Guatemala, El Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica) zusammen insgesamt produziert haben.

Die WHO hat 1983 eine Liste der für die Erhaltung der Gesundheit der Bevölkerung eines Landes notwendigen Medikamente zusammengestellt. Diese Liste umfaßt 200 Medikamente, bzw. Wirksubstanzen, die zur Bekämpfung von u.a. Infektionskrankheiten und Epidemien notwendig sind. Viele dieser Medikamente könnten unter Ankauf der Wirksubstanzen auf dem Weltmarkt in den Ländern des Trikont ohne Markennamen und ohne großen Aufwand selbst hergestellt werden. Dann wären sie im Vergleich zu den von den Multis angebotenen Markenmedikamenten zum Teil wesentlich billiger. Daß dies bisher so wenig geschehen ist, liegt an der massiven Verhinderungspolitik der Pharmamultis, die um ihre immensen Gewinne in den Ländern des Trikonts bangen. Drohung von Abwanderung, Weigerungen Wirksubstanzen zu verarbeiten, die nicht beim Multi selbst gekauft wurden, massive Einflußnahme auf die Entwicklungsgeldervergabepolitik in den Geberländern gehören dabei ins Repertoire der Multis. Zudem ist die Produktion von pharmazeutischen Rohstoffen fast ausschließlich in den Industriestaaten angesiedelt, da nur dort die dafür nötige kapital-, energie- und technologieintensive petrochemische Industrie vorhanden ist. Aufgrund der relativ teuren Wirksubstanzen-Herstellung arbeiten die großen Konzerne auf diesem Gebiet ohnehin oftmals zusammen, drängen damit kleinere, vielleicht billigere Mitbewerber vom Markt und sichern sich damit ihren eigenen Einfluß auf den Weltmarkt. Eine Krähe hackt einer anderen kein Auge aus! Die Chancen der Länder des Trikont anstelle der teureren Medikamente der Pharmamultis, auf dem Weltmarkt billige Wirksubstanzen einzukaufen, vermindern sich dementsprechend.

Viele Multis haben ihren Produktionsprozeß zweigeteilt. Die Wirksubstanzen werden nach wie vor in der „ersten Welt“ hergestellt, während die Verpackung und z. T. auch die Formulierung (d. h. die Umwandlung der Wirksubstanzen in verabreichbare Formen wie Tabletten, Lösungen, etc.) in Ländern des Trikont durchgeführt wird. Wichtig bei der Entscheidung, ob die Produktion ausgelagert werden soll, sind zum einen Überlegungen wie günstigere Zölle und Einfuhrbestimmungen, Steuervergünstigungen, Umgehung von Kontrollen, bessere Marktbeherrschung durch lokale Anbindung des Vertriebs, aber auch billige, ungeschützte Arbeitsplätze, keine oder geringe Auflagen bei der Sicherheit des Arbeitsplatzes. Gängige Praxis der Pharmamultis ist es dabei, die Wirksubstanzen zu weit überhöhten Preisen an die eigenen Tochterfirmen weiterzuverkaufen, was sich wiederum auf die Preise der Medikamente im jeweiligen Land niederschlägt.

In keinem Land des Trikont gibt es eine unabhängige Arzneimittelforschung oder -produktion. Alle Versuche verschiedener Länder in diese Richtung wurden bisher durch wirtschaftlichen Druck im Keim erstickt.

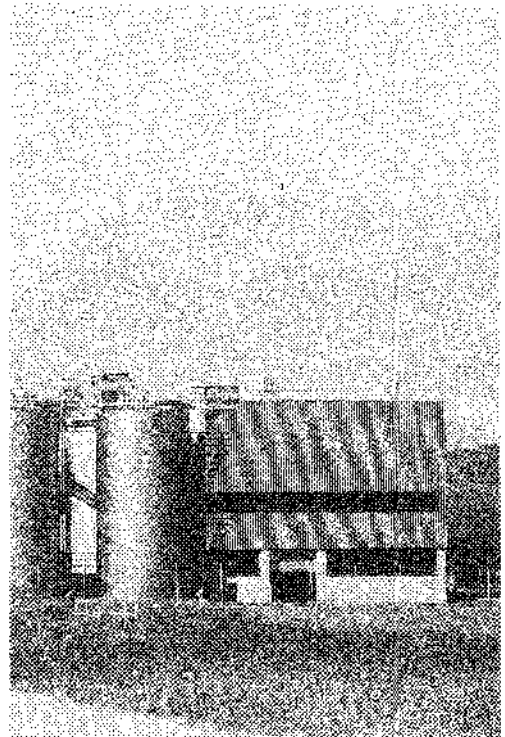
Auf den Arzneimittelmärkten Asiens, Lateinamerikas und Afrikas sind bis zu 4 Mal mehr Medikamente im Umlauf als z. B. in der BRD. Schon in den Industrienationen ist die Flut

**Seit je her war das
Prinzip Leben für
uns Gegenstand
wissenschaftlicher
Beschäftigung.**

**Es ist uns darüber
hinaus eine morali-
sche Verpflichtung.**

**Und ihm gehört
unsere Bewunderung.**

**Doch sind uns die
ungelösten Rätsel
des Lebens vor allem
ein Ansporn für die
Zukunft, denn ...**



Die Biochemie-Kundtl wirbt

der Arzneimittel nicht mehr zu überschauen. In der BRD waren Ende der 70er Jahre 20.000 Medikamente zugelassen, in Mexiko dagegen 80.000. Die meisten dieser Medikamente sind sogar laut Weltgesundheitsorganisation verzichtbar. Ein großer Teil der im Trikont angebotenen Medikamente sind Appetitzügler, Vitaminpräparate, Hustensäfte, Grippemittel, etc., die allesamt als Wohlstandsmedikamente einzuschätzen sind. Die Pharmamultis sehen jedoch gerade in den Ländern des Trikont einen riesigen, bisher nur ansatzweise erschlossenen Markt auch für solche Medikamente. Den Großteil ihres Etats geben sie folglich für Werbung aus. Während in der BRD ein Pharmavertreter durchschnittlich 18 ÄrztInnen „betreut“, sind es z. B. in Brasilien oder Mexiko nur drei. Dieser Betreuungsaufwand lohnt sich: eine Ärztin z. B. in Mexiko betreut wesentlich mehr PatientInnen, verschreibt folglich auch wesentlich mehr Medikamente. Die Werbestrategien der Multis sind dabei v. a. auf die ständige Wiederholung der Markennamen der Medikamente ausgerichtet. Mit ihnen soll suggeriert werden, daß genau dieses Medikament das einzig richtige ist (auch wenn es vielleicht als No-Name Produkt viel billiger und genauso wirksam wäre oder wenn es sich dabei um ein therapeutisch unsinniges Medikament handelt). Mit ganzseitigen Zeitschriftenanzeigen, Werbegeschenken, Gratismustern, Gratisteilnahme an medizinischen Luxuskongressen, etc. werden die Medikamente an die Ärztin/den Arzt gebracht. Untersuchungen haben gezeigt, daß Medikamente, die PatientInnen in den Ländern des TRIKONT verschrieben werden, oft unsinnig (wie z. B. Vitaminpräparate bei Unterernährung) oder gar gefährlich sind. In Beipackzetteln von Medikamenten, die in

den Ländern des Trikont verkauft werden sollen, werden Nebenwirkungen verschwiegen, bzw. verharmlost. Viele Medikamente, die auf Grund ihrer Gefährlichkeit oder Nebenwirkungen in den reichen Ländern längst verboten sind, werden noch immer in den Ländern des Trikont verkauft und z. T. massiv beworben. In diesem Zusammenhang sei z. B. auf die verschiedenen in den Ländern des Trikont massenweise eingesetzten Verhütungsmittel verwiesen: 3-Monatsspritze oder „Norplant-Implantat“ (eine unter die Haut gepflanzte Hormonkapsel, die unsägliche Schmerzen verursacht) sind bei uns längst verboten, bzw. wurden erst gar nicht zugelassen.

Oft werden die Frauen und Männer des Trikont auch einfach als „Versuchskaninchen“ für Medikamente mißbraucht.

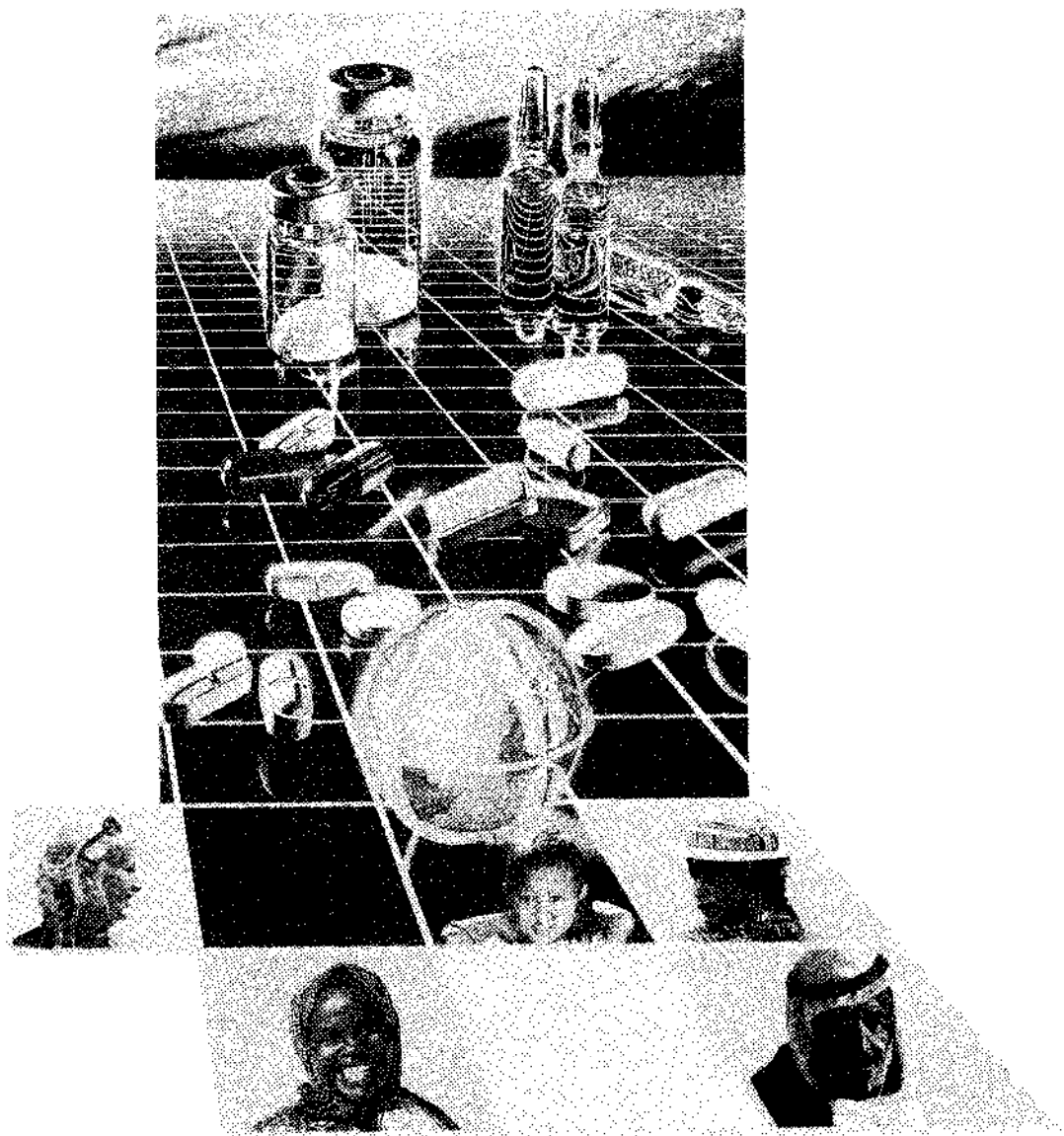
Die Preise für „Markenmedikamente“ sind je nach Marktmonopolstellung des dazugehörigen Multi in Ländern des Trikont z. T. sogar höher als in den reichen Ländern. Für die Menschen in den Ländern des Trikont insbesondere aber die Frauen, als die Verantwortlichen für die Reproduktion, ist die Versorgung von sich selbst und ihren Familien mit Medikamenten ein ständiger Kampf: genug Geld für die im Vergleich völlig übersteuerten Medikamente zusammenzukratzen, die dann oft trotzdem nichts bewirken, unzureichende Informationen über Wirkweise von Medikamenten, oft genug auch körperliche Gefährdung oder sogar Tod.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß es den multinationalen Pharmakonzernen auf Gewinnmaximierung ankommt und nicht, wie in Hochglanzbroschüren immer wieder glauben gemacht werden soll, auf eine effektive Versorgung der Bevölkerung mit notwendigen Medikamenten.

Vor diesem Hintergrund ist auch das Engagement der BIOCHEMIE in Kundl/Tirol zu sehen. Die BIOCHEMIE ist weltweit der größte Lieferant von Penicillinen, sowohl als Wirksubstanzen zur Weiterverarbeitung als auch als fertige Medikamente. Als 100%ige Tochter der SANDOZ AG in Basel, die zu den 10 größten Pharmamultis der Welt gehört, ist sie direkt beteiligt an der Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Kolonisierung der Länder des Trikonts. Ein Teil der BIOCHEMIE-Antibiotica steht auf der Liste der 200 wichtigsten Medikamente der WHO. Sie sichern SANDOZ und der BIOCHEMIE einen garantierten Absatz. Keinesfalls ist daraus jedoch abzuleiten, daß sich die Praktiken des Pharmariesen SANDOZ mit seiner Tochter BIOCHEMIE im Schlepptau von den oben beschriebenen unterscheiden.

Die BIOCHEMIE in Kundl – ein goldiges Fleckchen Erde?³

Die BIOCHEMIE wurde am Ende des 2. Weltkrieges von einem Franzosen gegründet und stieg bis heute zum weltgrößten Lieferanten von Penicillinen auf. Neben Penicillinen entwickelt und produziert die BIOCHEMIE auch noch andere Antibiotika sowie Medikamente gegen Abstoßreaktionen des Körpers bei Organverpflanzungen („Sandimmun“ – bei SANDOZ entwickelt – in Kundl produziert), Interferone und Interleukine (die gentechnisch hergestellt, in der Krebsbekämpfung eingesetzt werden), Waschmittelenzyme (gemeinsam mit dem deutschen Henkelkonzern), und als inzwischen bedeutenden Umsatzfaktor, das umstrittene Rinderwachstumshormon BST (gemeinsam mit dem US-Kon-



Selbstdarstellung: „Biochemie-Geschäftsfelder“

zern MONSANTO). Über ihre Tochter SANABO (Sitz: Schaftanau bei Kufstein) ist sie am Insulingeschäft beteiligt.

Seit 1961 gehört die BIOCHEMIE dem Schweizer Chemiemulti SANDOZ und ist heute eine der zehn größten in Österreich ansässigen Firmen in ausländischem Besitz.

Die BIOCHEMIE exportiert 90 % ihrer Produktion und hat 55 % Anteil am gesamten österreichischen Pharmalexport. Die beiden Mitte der 80er Jahre zugekauften Töchter, GLMA Spanien und Pharma Indonesia verarbeiten die in Kundl hergestellten Wirksubstanzen zu Breitbandpenicillinen und decken die umliegenden Märkte ab. Neuerdings engagiert sich die BIOCHEMIE auch in den Staaten des ehemaligen Ostblocks: u.a. ist in der ehemaligen SOWJETUNION die Errichtung eines Werks zur Herstellung von Penicillin-Sirrupen geplant.

Die BIOCHEMIE hat ca. 1.700 Angestellte. Der Umsatz der BIOCHEMIE übersprang im Jahr 1990 erstmals die 5 Milliarden-Schilling-Grenze. Sie verbucht zweistellige Umsatzsteigerungen (Steigerung von 1989 auf 1990 um 13%, trotz des Kursverfalls des US-Dollars, der Währung, in der die meisten internationalen Geschäfte getätigt werden) und dementsprechende Gewinne.

Die BIOCHEMIE stellt sich selbst gern als „dem Prinzip Leben“ verpflichtete Pionierfirma dar, die sich aufopferungsvoll dem Kampf gegen die Krankheiten der Welt widmet. Auf welche Weise Pharmakonzern auf dem Weltmarkt operieren, wurde ja bereits gezeigt. Deshalb möchte ich im folgenden noch kurz auf einen anderen Bereich eingehen, in dem die BIOCHEMIE wachsende Gewinne verzeichnet: Die Produktion des Rinderwach-



Von Tirol in die ganze Welt. Exportgraphik der Biochemie

tumshormons BST¹. Sie ist zu unstritten und würde dem Sauber-Image der Firma zu sehr schaden, um in irgendeiner Selbstdarstellung der BIOCHEMIE auch nur erwähnt zu werden, hat aber inzwischen wesentlichen Anteil am Gesamtumsatz der Firma und damit auch der SANDOZ-Muttergesellschaft (genaue Zahlen waren nirgends auffindbar). Schon 1985 beschloß die SANDOZ 25% ihres gesamten Forschungsetats (3 Milliarden Schilling) in die BIOCHEMIE zu investieren. Hoffnungen setzte sie dabei insbesondere in die Produktion von gen- und biotechnologisch hergestellten Medikamenten und Hormonen. Eine Verdreifachung des Umsatzes wurde angestrebt. Bald darauf wurde bekannt, daß die BIOCHEMIE mit der US-Firma MONSANTO einen Vertrag über die Produktion des damals noch in keinem Land der Welt zugelassenen BST abgeschlossen hatte. Für die Produktion von BST¹ wurde eine neue Fertigungshalle gebaut, in der 1987 eine der modernsten Fermentationsanlagen in Europa in Betrieb genommen wurde, die neben BST jegliche Art von Großfermentierung (natürlich auch genmanipulierter Bakterien) durchführen kann.

SANDOZ hat sich für seinen Einstieg in die gen- und biotechnologische Großproduktion mit der BIOCHEMIE in Kundl „ein goldiges Fleckchen Erde“ ausgesucht: Kundl liegt verkehrstechnisch günstig (es ist nicht weit in die EG und nicht weit in die Länder des ehemaligen Ostblocks). Die BIOCHEMIE ist der größte Arbeitgeber im Bezirk. Über 600 Menschen aus Kundl und Umgebung arbeiten bei der BIOCHEMIE, das ist einer in jeder Familie (wer traut sich da schon etwas kritisches zu sagen). Große Mengen landwirtschaftlicher Produkte für den Produktionsprozeß (v.a. Stärke, Zucker und Milchprodukte) werden bei inländischen Bäuerinnen gekauft. Ausgestattet mit einer derartigen Wirtschaftsmacht und der Abhängigkeit der Bevölkerung, gestützt von PolitikerInnen aller Parteien (mit Ausnahme vielleicht der Grünen), bezuschußt von Land und Bund – z.B. mit 21 Mio Schilling Zinszuschuß des Landes Tirol und 100 Mio des Bundes für die BST-Produktion – wundert es nicht, wenn Proteste gegen die BIOCHEMIE in der Öffentlichkeit nur schwer Gehör finden. Aber es gibt Unmut und Widerstand: immer wieder wegen Luftverschmutzungen oder der Angst vor einer Verschmutzung des Inns (die BIOCHEMIE hat einen Energieverbrauch wie die Stadt Kufstein und einen Wasserverbrauch wie die Stadt Innsbruck) und hinter vorgehaltener Hand auch wegen der Sicherheit am Arbeitsplatz. Mehrfach wurden Unterschriften gesammelt und Petitionen an die zuständigen Aufsichtsbehörden verfaßt. Wohl auch auf Grund der großen wirtschaftlichen Abhängigkeit der Bevölkerung von der BIOCHEMIE, gelang es der BIOCHEMIE immer wieder, die Menschen zu beschwichtigen.

Großen lokalen, tirol- und landesweiten Widerstand gab und gibt es gegen die Produktion von BST¹ sowie allgemein die gentechnische Produktion in der BIOCHEMIE. Wozu die 1986 gebaute neue Halle der BIOCHEMIE verwendet werden sollte, wurde allgemein erst durch die Protestaktion eines Wörgler Bauern bekannt, der mit seinem am Zaun der BIOCHEMIE aufgehängten Transparent: „MONSANTO – Chemie für's Vieh – Gift für uns!“ auf die geplante BST-Produktion aufmerksam machte. Daraufhin war der damalige Direktor der BIOCHEMIE Albrecht (heute stellv. Vorstandsvorsitzender der SANDOZ in Basel) gezwungen, die geplante Großproduktion des Rinderwachstumshormons zuzugeben. Es begann sich Widerstand zu regen, Unterschriften wurden gesammelt und Protestveranstaltungen abgehalten, in denen nach der Sicherheit der geplanten Anlage (es war ja ein Che-

mielager der SANDOZ, durch dessen Explosion im November 1986 der Rhein verseucht wurde) und nach Sinn und Zweck bzw. den Auswirkungen des BST gefragt wurde. MONSANTO bot immerhin den Europadirektor auf, um die Wogen zu glätten. Schließlich lud die sonst sehr um Geheimhaltung bemühte BIOCHEMIE ReporterInnen der lokalen Zeitung ins Werk um ihnen vorzuführen, wie ungefährlich und harmlos alles sei, worauf hin auch prompt Artikel in diesem Sinne erschienen. Der lokale Protest verebbte, während sich der überregionale Widerstand gegen die BST-Produktion verstärkte. V.a. verschiedene Frauengruppen in Österreich und der Schweiz, sowie die BergbäuerInnen brachten ihren Widerstand gegen die Gentechnologie im allgemeinen und die BST-Produktion im besonderen bei verschiedensten (Protest)Veranstaltungen immer wieder ein. Im Dezember 1991 fand die letzte große Kundgebung der Aktionsplattform gegen Gen/Biotechnologie (einem breiten Zusammenschluß verschiedenster BäuerInnen, Umwelt und Frauenorganisationen) vor den Werkstoren der BIOCHEMIE statt.

Das Rinderwachstumshormon BST4 – von der Kuh zur Milchfabrik

Das BST, in Europa von der BIOCHEMIE in Kundl für den US-Agrarmulti MONSANTO hergestellt, hat bis heute nur sehr beschränkte Absatzmärkte. Zugelassen ist es bisher (nach Eigenaussagen der BIOCHEMIE) in Mexico, Brasilien, Bulgarien, der CSFR sowie in einigen Ländern der ehemaligen Sowjetunion und Afrikas. BST ist eigentlich eine Hochleistungs„hilfe“ für hochtechnisierte landwirtschaftliche Betriebe. Es setzt medikamenten- und kraftfuttergedopte Kühe voraus, die auf Grund ihrer Überzüchtung – krankheitsanfällig und oft unfruchtbar – unter ständiger medizinischer Beobachtung stehen müssen. Kurz: Kühe, die zu Milchmaschinen degradiert sind. Wohl auch durch die Schwierigkeiten bei der Zulassung des Hormons in den Industriestaaten, wird die Vermarktung v.a. in den Ländern des Trikont vorangetrieben. Das Argument, damit einen Beitrag zur Bekämpfung des Hungers auf der Welt zu leisten, nimmt sich mehr als zynisch aus. Denn erstens hat die Unterversorgung von 2/3 der Menschheit ganz andere Ursachen als mangelnde Milchleistung der Kühe und zweitens würde jede „normale“ Kuh derartige Hormoninjektionen auf die Dauer nicht überleben.

In den industrialisierten Ländern kommt das BST v.a. in jenen landwirtschaftlichen Betrieben (ca. 15%) zum Einsatz, die sich computergesteuerte Großproduktion leisten können. Kleinere Bauernhöfe und BergbäuerInnen, d. i. die Mehrheit der bäuerlichen Betriebe, werden diesen Trend zur Industrialisierung der Landwirtschaft nicht überleben. Noch einmal paradoxer wird der angestrebte Einsatz von BST angesichts der Milchseen und Butterberge in den Industriestaaten.

Am 31. Dezember 1991 ist der vorläufige Zulassungstop der EG für BST ausgelaufen. Bisher wurde über die endgültige Zulassung noch nicht entschieden (eventuell ist ein weiteres kurzes Moratorium in Sicht), – über kurz oder lang wird BST aber zugelassen werden. Dafür sorgt allein schon die in Brüssel stark vertretene Lobby der Gen- und Bioindustrie (MONSANTO z. B. hat seinen Europäischen Sitz in Brüssel).

Zusammenfassend läßt sich feststellen: BST wird in keiner Weise zur größeren wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Länder des Trikont beitragen. Vielmehr bedeutet seine Ver-

marktung eine weitere Gewinnquelle für einen multinationalen Konzern auf Kosten der um wirtschaftliche Unabhängigkeit kämpfenden Länder Afrikas, Lateinamerikas und Asiens.

Am Beispiel der BIOCHEMIE in Kundl zeigt sich, daß es keine wirtschaftliche Unschuld gibt. Das sorgsam gepflegte Image der um die Weltgesundheit kämpfenden Pionierfirma zerbröckelt bei näherer Betrachtung.

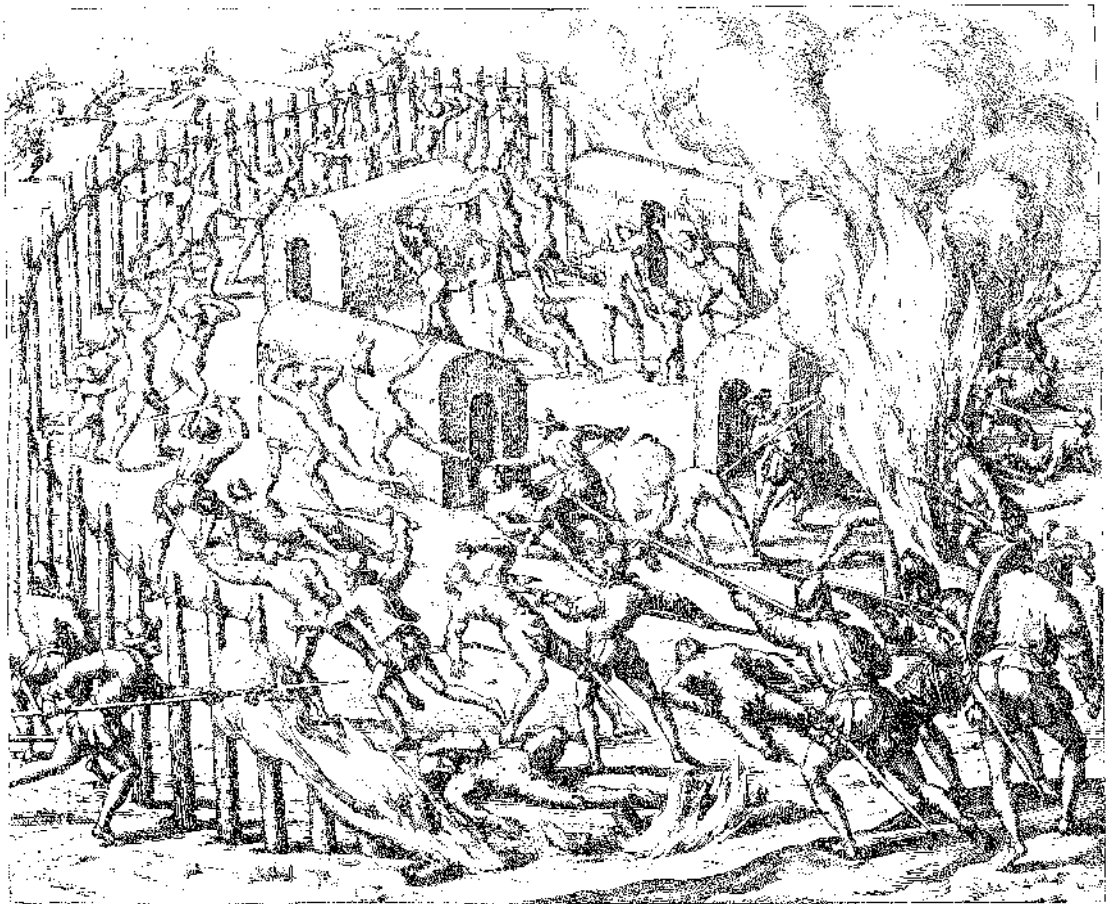
Übrig bleibt ein an den Ausbeutungsverhältnissen der kapitalistischen Weltwirtschaft beteiligter multinationaler Konzern mit seiner lukrativen Tochterfirma in Tirol.

Übrig bleibt eine Tiroler Firma, die mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit ihrer Kunden gute Geschäfte macht.

Übrig bleibt ein Stück von Tirol ausgehender wirtschaftlicher Kolonialismus.

- 1) Ich stütze mich im folgenden auf das Buch „Geschäfte mit der Armut“ von M. Büchner und L. Lochner, das 1984 im Lamuv-Verlag, Bornheim Merten erschienen ist. Die Autoren dieses Buches stützen sich auf Daten aus den späten 70er und frühen 80er Jahren. Auch wenn diese Daten „alt“ sind, haben sie doch nichts an Aussagekraft verloren, da sich die Politik der wirtschaftlichen Kolonisierung der Länder des Trikont durch die Multinationale Konzerne im Lauf der letzten Jahre noch wesentlich verschärft hat, insofern auch anzunehmen wäre, daß aktuellere Daten noch wesentlich krasser aussehen würden.
- 2) Unter „therapeutischen Teilmärkten“ versteht man die Märkte, auf denen vergleichbare Medikamente miteinander konkurrieren. Da sich z.B. Antibiotika nicht mit Schmerzmitteln vergleichen lassen, folglich auch nicht miteinander konkurrieren, werden verschiedenen therapeutischen Teilmärkten zugeordnet.
- 3) Die Informationen über die Biochemie stammen aus Werbematerialien der Biochemie (z. B. „das Prinzip Leben“ - einer Hochglanzbroschüre für Kunden, diversen Beilagen der Biochemie in der Tiroler Tageszeitung, dem Aufsatz „Biochemie - ein tiroler Unternehmen von Weltgeltung“ aus: „Tirol - immer einen Urlaub wert“ 91/92), Meldungen aus Tiroler Tageszeitung, Tirol-Kurier und Standard, der Schweizer Wochenzeitung WoZ, Materialien des „Basler Appell gegen Gentechnologie“, und des „Kritischen Forum zu Problematik von Bio-, Gen- und Fortpflanzungstechnologien“ aus Zürich, sowie diversen Veröffentlichungen der Autonomen Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologie und Bevölkerungspolitik. Hinweisen möchte ich auch noch auf das Buch: Wem gehört Österreichs Wirtschaft wirklich? Elisabeth Beer, Brigitte Ederer u. a. Wien 1991, das kurz und prägnant auf die Eigentumsverhältnisse in Österreichs Wirtschaft eingeht und dabei immer wieder zu „Aha-Erlebnissen“ verhilft.
- 4) BST (Bovines SomaTropin) ist ein in geringen Mengen in den Rindern vorkommendes körpereigenes Wachstumshormon. Die Erbinformation mit der Bauanleitung für dieses Hormon wird mit Hilfe der Gentechnologie aus einer Zelle des Rindes herausgeschnitten und in ein E-coli-Bakterium hineinmanipuliert. Dieses Bakterium wird nun in großen Bioreaktoren kultiviert und stellt mit der neuen Erbinformation Rinderwachstumshormone in industriellem Maßstab her. BST soll die Milchproduktion der regelmäßig damit behandelten Kuh um 25% steigern. Auswirkungen auf den menschlichen Organismus sind noch nicht geklärt.

Ich danke den Autonomen Frauen gegen Gen- und Reproduktionstechnologien, Innsbruck, ohne deren Unterstützung und Anregung ich diesen Artikel nicht hätte schreiben können.



*„filliche Indianer werden erschlagen, etliche sind durch Feuersbrunst verdorben“.
Theodore de Bry: Das vierde Buch von der neuen Welt (1590–1630)*

Mission mit Kreuz und Schwert

Josef Stricker

Von der jüdisch-christlichen Tradition her bietet sich kein anderer Zugang an: Die christliche Religion ist ihrem Wesen nach Erinnerung. Nun, an was soll erinnert werden, wenn 1992 das fünfhundertjährige Jubiläum, das Quinto Centenario der Entdeckung, wie es viele euphorisch nennen, genauer der Eroberung Lateinamerikas, begangen wird? Die Antwort ist schnell bei der Hand. Es ist die memoria passionis, die Erinnerung an das Leiden, das die Conquista den Ureinwohnern des neu entdeckten Kontinentes zugefügt hat, ein Leidensweg übrigens, der bis in die Gegenwart herauf andauert. Leonardo Boff, der hochkarätige Vertreter der südamerikanischen Befreiungstheologie, schildert die Lage mit folgenden Worten: „1492–1992 sind Daten, die – aus der Sicht der Indios und der lateinamerikanischen Schwarzen – einen Kreuzweg mit unzähligen Stationen des Leidens markieren, einen Karfreitag, der seit 500 Jahren andauert mit wenig Aussicht auf Auferstehung. Europäische Christen überfielen den Kontinent, verursachten den größten Völkermord aller Zeiten, der die Bevölkerung auf ein Fünfundzwanzigstel zurückgehen ließ. Sie eigneten sich das Land widerrechtlich an, zerstörten die soziale und politische Ordnung des Volkes, unterdrückten die einheimischen Religionen und zerbrachen die innere Logik eines natürlichen Wachstums der eigenständigen Kulturen“. Das wachsende Selbstbewußtsein der lateinamerikanischen Menschen, nicht zuletzt vor dem Hintergrund des Nord/Südkonfliktes, hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Entdeckung der Neuen Welt durch Christoph Kolumbus und all das, was nachher gefolgt ist, in Europa heute sehr viel kritischer gesehen wird als beispielsweise noch vor hundert Jahren. Damals, anlässlich der Vierhundertjahrfeier, sprach kein Geringerer als Papst Leo XIII. vom verehrungswürdigen Kolumbus, der den Verkündigern des Evangeliums den Weg bahnte, „damit sie dort unter den unzähligen in Finsternis schmachenden Völkerschaften die Kenntnis des wahren Gottes verbreiten und dieselben für Christus gewinnen konnten“.

Im Sinne der Erinnerung historischer Schuld ist die Conquista zunächst einmal als Phänomen des ausgehenden Mittelalters zu verstehen, genauer als Scheitern der mittelalterlichen Arbeitsteilung zwischen geistlicher und weltlicher Macht, als Scheitern der Einheit von Kolonialisierung und Missionierung. Es war Papst Alexander VI., welcher 1493 in der Bulle „Inter Coetera“ die Ziele der neuen Entdeckung formulierte und das Programm vorgab. Das päpstliche Dokument übertrug dem spanischen Königshause ausdrücklich „volle, freie und allseitige Machtbefugnis, Autorität und Jurisdiktion“ über die neuen Gebiete und schloß mit dem Wunsch: der Name des Erlösers möge in diesen Regionen bekannt werden. Damit waren die Grundlagen für eine Art „missionarischen Staat“ gelegt. Demzufolge ist der typische Missionär damals beides gewesen: Glaubensbote und könig-



Papst Gregor XV., Gründer der Zentrale der katholischen Missionspropaganda in Rom „Sacra Congregatio de Propaganda Fide“ (1622)

licher Beamter. Die Einheimischen zu bekehren und sie in die Katholische Kirche wie in das spanische Königreich zu integrieren, war seine primäre Aufgabe. Der Wahrheit halber muß allerdings gesagt werden, längst nicht alle Missionare waren bereit, sich diesen Zielen unterzuordnen. Es gab eine Reihe prophetischer Gestalten von großer geschichtlicher Bedeutung, die sich durchaus der offiziellen politischen Linie widersetzten.

Ein Theologenstreit

Zum besseren Verständnis der geistigen und religiösen Situation jener Zeit sei auf eine Kontroverse hingewiesen, die innerhalb der Katholischen Kirche mit äußerster Schärfe ausgetragen worden ist. Es ging um die aus heutiger Sicht penible Frage: Sind die Indios Menschen zweiter Klasse oder sind sie den Europäern gleichwertig? Um 1500 lehrte in Paris der Schotte Johannes Maior, ein bedeutender Theologe. Er vertrat als erster die These vom geringeren Wert des amerikanischen Menschen, eine Auffassung, die der Eroberungs- und Ausbeutungswut der Spanier das willkommenen ideologische Rüstzeug bereitstellte. Zur Rechtfertigung der spanischen Invasion in Amerika griff er auf aristotelisches Idcngut zurück. Der Philosoph Aristoteles schreibt nämlich in seinem Buch über die Staatskunst: Es kann keinen Zweifel geben, daß es Menschen gibt, die von Natur aus Sklaven sind, andere aber Freie. Es ist somit vorherbestimmt, daß es rechtens ist, wenn einige befehlen und andere gehorchen. Daraus schlußfolgert der Theologe: Der Erste, der die neuen Länder erobert, hat das Recht, die in ihnen lebenden Menschen zu regieren. Die Position ist klar und wird zudem noch quasi als Naturgesetz ausgegeben. Die einen sind als Herren geboren, die anderen als Diener. Schützenhilfe erhielt der Schotte auch von einem anderen Lehrer der Theologie, dem Spanier Sepulveda. Von ihm stammt die Behauptung: Die Spanier befinden sich in vollstem Recht, wenn sie ihre Herrschaft über diese Barbaren der Neuen Welt und der angrenzenden Inseln ausüben, denn „diese sind uns Spaniern an Klugheit, Witz und an jeglicher Art von Tugenden und menschlichen Empfindungen genauso unterlegen wie die Kinder den Erwachsenen, die Weiber den Männern, die Grausamen und Unmenschlichen den Allerfrömmsten, die Wüstlinge den Keuschen und Beherrschten, fast möchte ich sagen wie die Affen den Menschen“. Wiederum war die Zielvorgabe gleichzeitig Aufruf zur Aktion: Die Indios gelangen erst durch die Unterjochung, die auch durch Kriege erreicht werden kann, auf die höhere Stufe des Menschseins. Auf der anderen Seite und in scharfer Abgrenzung zu den erwähnten Theologen gab es Priester und Kirchenleute, welche kompromißlos die Auffassung von der Gleichwertigkeit aller Menschen verteidigten. Zu den berühmtesten Verteidigern der Indios gehörte zweifelsohne der Dominikaner Bartholome de Las Casas (1474–1566). Er selbst kam 1502 als Eroberer nach Amerika. Doch schon bald machte er bei der Unterdrückung der Ureinwohner nicht mehr mit, änderte sein Leben und seine Einstellung radikal. Als Mönch und später als Bischof wurde er zum Vorkämpfer für die Rechte der Indios. Eine seiner wichtigsten Veröffentlichungen, die *Apologetica Historica*, ist dem Nachweis gewidmet, daß die Indianer menschliche Wesen sind, denn – so seine Argumentation – „alle Nationen der Welt sind Menschen und für alle diese Menschen und für jeden einzelnen von ihnen gibt es nur ein Wesensmerkmal: Die Vernunft“. Dem fügt Las Casa dann den Satz hinzu: „Seit dem Beginn

der Menschheit werden alle vernünftigen Geschöpfe als freie Wesen geboren, denn auf Grund unserer gleichen Natur hat Gott nicht die einen als Sklaven der Anderen erschaffen, er gab vielmehr allen einen freien Willen; dies ist die Ursache dafür, daß sich kein vernunftbegabtes Geschöpf einem anderen Menschen unterordnen darf“. Soweit einige seiner philosophischen und theologischen Argumente. Doch der spanische Dominikaner gab sich damit noch keineswegs zufrieden. Worauf es ihm ankam, waren praktische Konsequenzen. Er verurteilte alle Kriege zur Unterwerfung der Indios und forderte den Respekt vor deren Kultur, Bräuchen und religiösen Riten. An die Adresse der Spanier richtete er die Forderung: „Nachdem all das Gold und Silber, die Perlen und die anderen Reichtümer, die von Westindien nach Spanien gelangt sind, als gestohlen zu betrachten sind, müssen sie zurückgegeben werden, andernfalls müssen sich die Plünderer vor dem Gerichte Gottes verantworten“. Las Casas warnte die Europäer: Diese dürften nur solange auf dem neuen Kontinent bleiben, solange die Indios ihre Anwesenheit duldeten. In mehreren kühnen Abhandlungen forderte der streitbare Pater: „Keinerlei Unterwerfung, keinerlei Knechtschaft, keinerlei Last darf dem Volk aufgezwungen werden, ohne daß das Volk seine freie Zustimmung zu diesem Tun gibt“. Die Gleichheit aller Menschen und die Wahrung der Freiheit der Indios sind die tragenden Koordinaten im Menschenbild dieser bedeutenden kirchlichen Persönlichkeit. Wie richtig Las Casas mit seiner Überzeugung lag, geht auch aus einem anderen Umstand hervor. Im Jahre 1537 veröffentlichte Papst Paul III. die Bulle „Sublimis Deus“. Darin werden päpstlicherseits die Indianer als vernunftbegabte Wesen anerkannt und es wird festgelegt, daß ihre Missionierung nicht durch Gewalt, sondern durch Predigt und gutes Beispiel zu geschehen habe. Leider hat der Papst seine Bulle auf Druck Kaiser Karls V. kurze Zeit später faktisch wieder zurückgezogen.

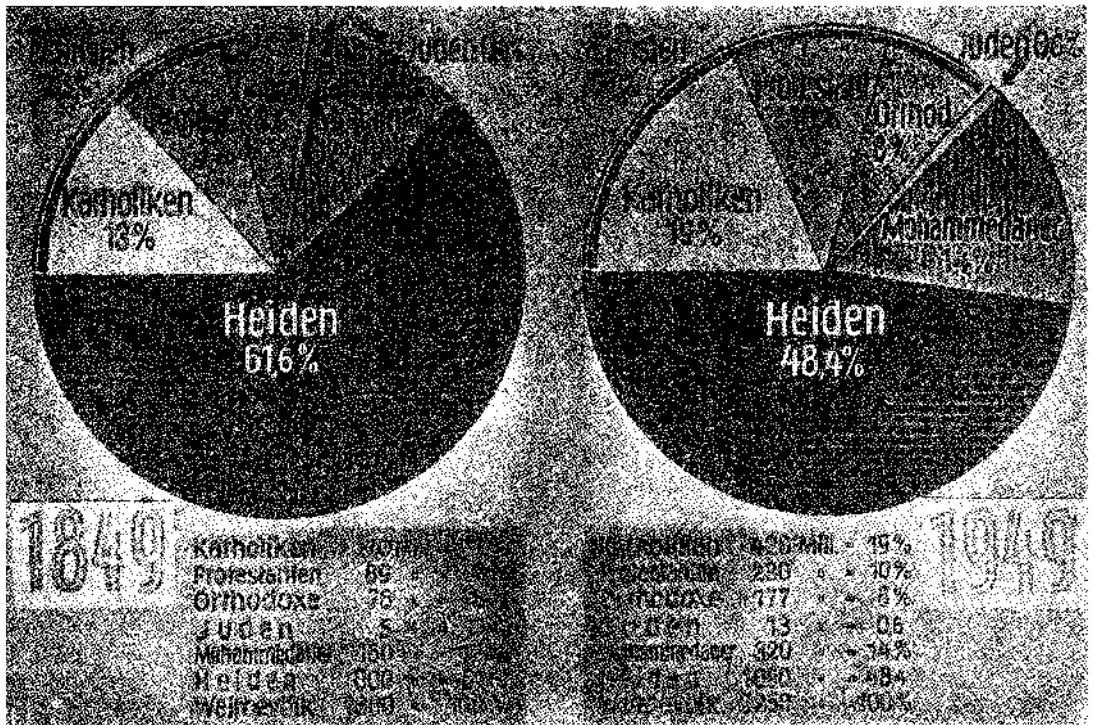
Las Casas Berichte

Der Dominikaner und Bischof Las Casas hat es sich zur Gewohnheit werden lassen, viel von dem Vorgefallenen aufzuschreiben. Seine Berichte über die Verwüstungen durch die Spanier gehören zu den ausführlichsten aus jener Zeit, die wir heute kennen. Im folgenden einige Kostproben: „Die einzige und wahre Grundursache, warum die Christen eine so ungeheure Menge schuldloser Menschen ermordeten und zugrunde richteten, war bloß diese, daß sie ihr Gold in ihre Gewalt zu bekommen versuchten ... Es geschah, ich muß es nur sagen, weil sie so einen unersättlichen Geiz und Stolz besaßen, daß ihresgleichen in der ganzen Welt wohl schwerlich zu finden ist. Es geschah, weil sie in diesen reichen und fruchtbaren Ländern sich festzusetzen wünschten, und weil die Bewohner derselben so demütig, so geduldig, so leicht zu unterjochen waren ... Ich kann heilig beteuern, daß selbst jene Tyrannen und Menschenwürger nicht leugnen können, daß nie ein Christ in ganz Indien von den Indianern beleidigt ward. Sie begegneten vielmehr den Spaniern so, als kämen sie vom Himmel, und taten dies solange, bis sowohl sie, als ihre Nachbarn, zuerst auf vielfältige Weise von ihnen gemißhandelt, beraubt, gemartert, und alle nur erdenklichen Gewalttätigkeiten an ihnen verübt worden waren... Von den unzähligen Greuelthaten, die dieser boshafte und abscheuliche Tyrann (gemeint war der spanische Befehlshaber), nebst seinen Helden, beging – denn die meisten seiner Offizie-



Priester bei der Einschiffung für die Mission. Zwischen 1926 und 1951 stieg die Zahl der katholischen Priestermissionare von 10.800 auf 26.800

re waren ebenso boshaft und gefühllos, wie er selbst – ist eine besonders bemerkenswert, die in der Provinz Cuzcatan, und zwar in demjenigen Bezirk begangen wurde, wo heute die Stadt San Salvador liegt. Dort ward er auf sehr feierliche Weise empfangen; denn es erwarteten ihn mehr als 20.000 Indianer, welche ganze Lasten Hühner und Lebensmittel bei sich hatten. Als das Geschenk in Empfang genommen war, gebot er, jeder Spanier soll sich unter dieser großen Anzahl Menschen sovielen Indianer aussuchen, als er während ihres dortigen Aufenthaltes zu seiner Bedienung, zum Lasttragen und zum Herbeischaffen des Notwendigen zu bedürfen glaube. Da nahm dieser hundert, jener fünfzig. Die unschuldigen Lämmer ließen sich diese Teilung auch gefallen und bedienten sie nach ihrem besten Vermögen. Inzwischen verlangte der Befehlshaber, sie sollten ihm Gold verschaffen, denn deswegen sei er hauptsächlich zu ihnen gekommen. Die Indianer antworteten: Sie wollten ihm gerne alles Gold geben, das sie besäßen und sie brachten auch gleich eine Menge Beile herbei, deren sie sich gewöhnlich zu bedienen pflegten. Sie waren aus vergoldetem Kupfer, sahen aber wie pures Gold aus. Als er aber merkte, daß die Beile aus Kupfer waren, sagte er zu den Spaniern: Dies Land hole der Teufel. Darauf befahl er, sie sollten die Indianer in Ketten schmieden und als Sklaven brandmarken... Wenn dieser Barbar darauf ausging, einen Ort oder eine Provinz zu überfallen, so pflegte er gewöhnlich sovielen Indianersklaven mitzunehmen, als er nur konnte, damit die die anderen bekriegen mußten. Da er nun oft zehn bis zwanzig tausend Mann bei sich hatte, denen er nichts zu essen gab, erlaubte er ihnen, daß sie die Indianer, welche sie zu



„Stadt Gottes“ 1949-50

Gefangenen machten, verzehren durften. In einem Lager hielt er sogar eine öffentliche Schlachtbank, wo Menschenfleisch feil war, und wo in seiner Gegenwart kleine Kinder geschlachtet und gebraten wurden... Wenn man alle seine Grausamkeiten einzeln erzählen wollte, so ließe sich ein großes Buch darüber schreiben, das die Welt mit Entsetzen lesen würde. Er rüstete zwei Flotten aus, deren jede aus sehr vielen Schiffen bestand; mit denselben brannte und senkte er alles nieder, wohin er nur kam. Wieviele wurden durch ihn zu Waisen! Wieviel beraubte er ihrer Kinder! Wievielen Männern entriß er ihre Weiber! Wie oft lud er Unzucht, Ehebruch und andere dergleichen Schandtaten auf sein Gewissen! Welche Angst, welches Elend mußten viele um seinerwillen erdulden!“

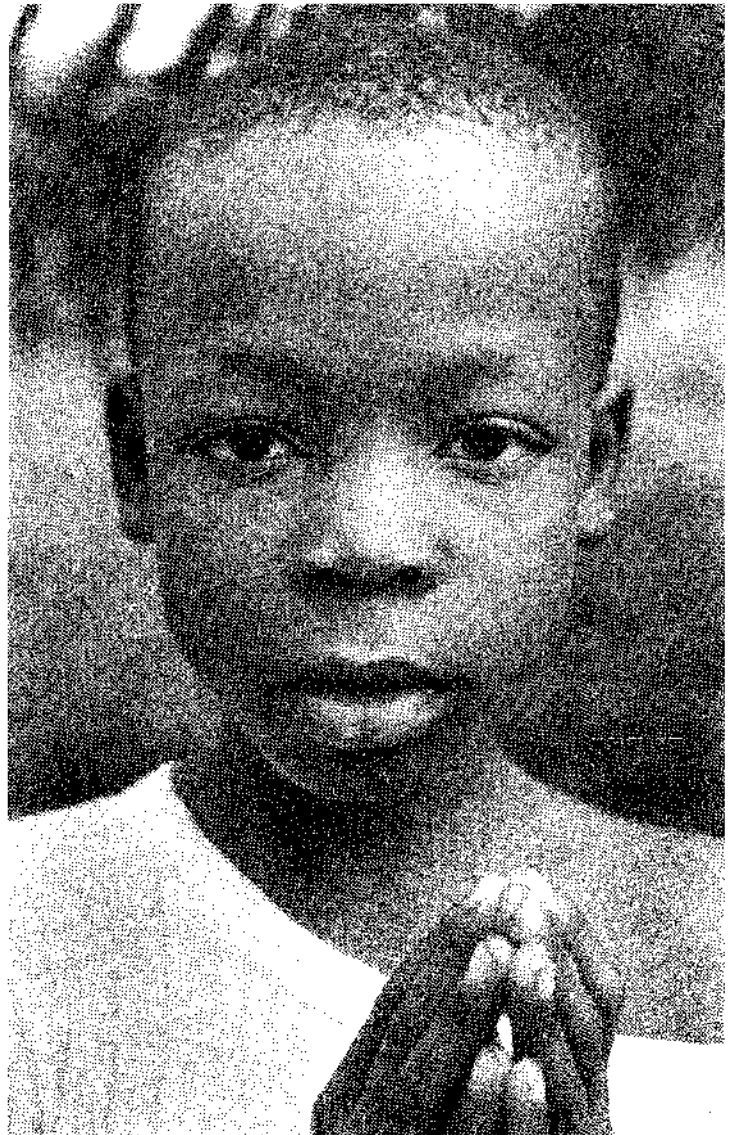
Evangelisierung mit Fehlern und Mängeln

Die Kolonialisierung Amerikas vor fünf-hundert Jahren ist in Europa lange Zeit als missionarische Großtat gefeiert worden. Nichts war naheliegender, als die Bekehrung der Indios und ihre Eingliederung in die europäische Kirche als Rechtfertigung für die spanische und portugiesische Vorherrschaft auf dem neuen Kontinent heranzuziehen. Wiederum war es ein bekannter Theologe, Motolina mit Namen, der 1555 folgendes Brief an Karl V. schrieb: „Das Amt Eurer Majestät drängt Euch zu veranlassen, daß das Heilige Evangelium in all jenen Ländern gepredigt werde; denen, die diese Hl. Evangelien Jesu Christi nicht im

Guten hören wollen, sollen sie mit Gewalt beigebracht werden. Denn hier gilt das Sprichwort: Besser gut aus Zwang als schlecht aus freiem Willen“. Auch in den Fragen der Mission war Las Casas der Wortführer jener Gruppe unter den Priestern und Ordensleuten, die ein völlig anderes Verständnis von Mission hatten. Für ihn, den unermüdlichen Anwalt der Ureinwohner, war die Unterdrückung der Indios, schon gar aus religiösen Motiven, dem Willen Jesu Christi und der gesamten Hl. Schrift diametral entgegengesetzt. Im Jahre 1536 begann Las Casas einen ausführlichen Traktat über die Methode der Mission zu schreiben. Die Überzeugungen des Dominikaners können in vier Punkten zusammengefaßt werden: Die Hörenden müssen zu spüren bekommen, daß die Missionare sie nicht in ihre Gewalt bringen wollen; sie müssen sich davon überzeugen können, daß es den Verkündigern nicht um das Streben nach Reichtum geht. Drittens müssen die Priester, wenn sie zu den Ungläubigen sprechen, so einfühlsam und bescheiden, so freundlich und wohlwollend sein, daß die Fremden ihnen und ihrer Lehre mit Hochachtung begegnen und schließlich haben die Missionare ein vorbildliches Leben zu führen, so daß niemand an der Echtheit ihrer Predigten zu zweifeln braucht. Leider handelte es sich hier nicht um die offizielle Methode bei der Evangelisierung der neuen Länder. Diese folgte anderen Kriterien. Das im europäischen Kulturraum gewachsene Kirchenmodell wurde ohne Korrektur auf Südamerika übertragen. Der Papst war für die geistlichen und der König für die weltlichen Belange zuständig; beide sahen sich für ihren Bereich als Stellvertreter Gottes für alle Völker. Die Maxime „*Extra ecclesiam nulla salus* – außerhalb der Kirche gibt es kein Heil“ wird sozusagen zum Grundgebot jeglicher Missionstätigkeit. Was Wunder, wenn die große Mehrheit der Prediger die Religion der Indianer als Aberglaube und Teufelskult abtaten. Beispielsweise hieß es: Alles was die Azteken glaubten, sei Lüge, Eitelkeit, Fiktion; nichts Wahres sei dran. „Ihr müßt wissen und es euch immer vor Augen halten“, sollen Missionare, Berichten zufolge, in Mexiko gepredigt haben, „daß keiner eurer Götter, die ihr anbetet, weder Gott ist noch Lebensspender. Allesamt sind sie höllische Teufel“. Nicht selten verkam die Frohbotschaft zur Drohbotschaft. Der seit 27 Jahren im Amazonasgebiet tätige Indianerbischof Erwin Kräutler verweist in einem Beitrag für die Zeitschrift „Orientierung“ auf Aussagen, die im ersten Katechismus enthalten waren, der in Santo Domingo mit dem Ziel ausgearbeitet worden war, die Indianervölker zum christlichen Glauben zu bekehren. Der Katechismus beginnt mit der Offenbarung eines großen Geheimnisses, „das ihr nicht kennt und von dem ihr nicht gehört habt, nämlich Gott hat den Himmel und die Hölle erschaffen. Im Himmel sind all jene, die sich zum christlichen Glauben bekehrt und entsprechend gelebt haben. In der Hölle sind alle eure Verstorbenen und Vorfahren, alle die hier gelebt haben, auch ihr werdet dorthin kommen, wenn ihr nicht zu Freunden Gottes werdet und euch taufen läßt, den Glauben annehmt, denn alle Nichtchristen sind Feinde Gottes“. Was ist denn das für ein Evangelium, fragt Bischof Kräutler, das auf Anhieb zunächst die geliebten Vorfahren eines Volkes samt und sonders in die Hölle verdammt und alles, was einem Volk, vielleicht seit Jahrtausenden, heilig und verehrungswürdig erscheint, als Teufelswerk hinstellt? Wo bleibt, fragt Erwin Kräutler weiter, der in der Bibel geoffenbarte Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der sein Volk aus der Knechtschaft Ägyptens herausgeführt hat? Wo bleibt der Gott der Zärtlichkeit und des Erbarmens mit den Armen und Ausgestoßenen, den die Propheten verkündet haben? Wo bleibt Jesus von Nazareth, der die Armen liebt, die Hungernden speist und die Menschen zur Nachfolge

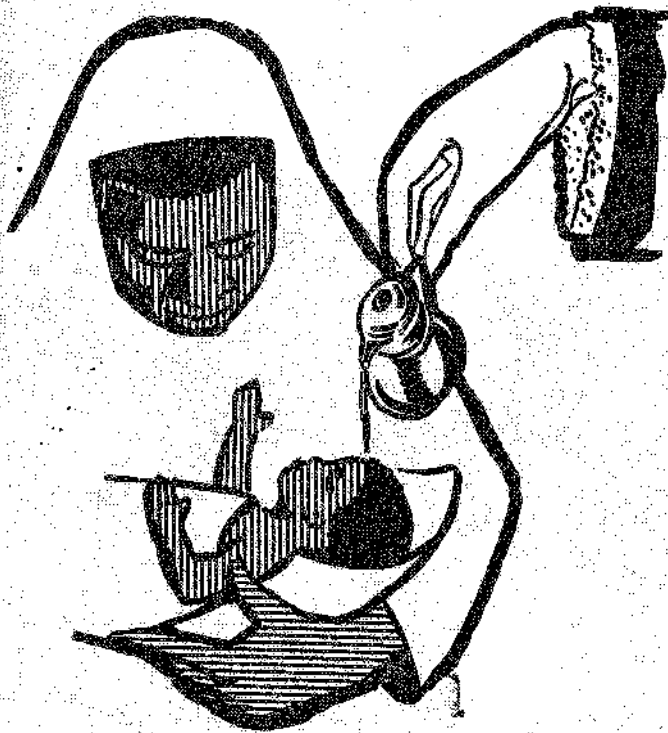
einlädt? Vor dem Hintergrund der vielen Fehldeutungen und Entgleisungen stellt sich auch, und zwar sehr eindringlich, jene andere Frage, was denn überhaupt Mission ist. Jahrhunderte lang war der Grundgedanke der kirchlichen Mission die Einheit. Das Hauptsubjekt der Evangelisation war zunächst der Papst. Danach folgten die Bischöfe und schließlich die Missionare. Es war eine disziplinierte, nach dem Autoritätsprinzip strukturierte Kirche. Sie allein glaubte sich im Besitz der Wahrheit und es gehörte zu ihrem geoffenbarten Auftrag, die Wahrheit, so gut es ging, allen Menschen beizubringen. Fragen nach der kulturellen Eigenart, der jeweiligen historischen Erfahrung der zu missionierenden Menschen und Völker und mögliche Rückfragen an die Verkündiger des Glaubens sind, so scheint es zumindest, nicht zugelassen worden. Was angeboten wurde, war ein

*Missionspostkarte:
„Im Namen seiner
Missionare und seiner
Kongolesen dankt
Bischof Jos. Weigl
dem Spender
für das Heidenkind“
(Text auf der Rückseite)*



Einheitsbrei, letztlich eine gigantische kirchliche Monokultur. Die Eingeborenen evangelisieren hieß sie nicht nur zu Christen sondern auch zu Spaniern bzw. zu Portugiesen machen. Missionierung bedeutete Einweisung in einen endgültig festgelegten, fertigen Glauben. Ein interkultureller Dialog, der den Indianern und Schwarzen die Möglichkeit hätte geben können, sich selber einzubringen, fand nicht statt. Die Glaubensunterweisung zerstörte das Andersein und bedrängte die zu Bekehrenden iberische, nicht einmal europäische Sitten und Gebräuche zu übernehmen. Welche Theologie lag einem so verstandenen und praktizierten Missionsmodell zugrunde? Die Antwort liegt auf der Hand. Die sichtbare Kirche, und das ist im wesentlichen die europäische Kirche, wird einfach mit dem Reich Gottes gleichgesetzt, d. h. ohne das Wirken der Kirche geschieht nichts, was

*Sammelsäckchen
für die „Almosen“ am
Weltmissionssonntag*



30 Millionen Menschen

**treten alljährlich vor den
Richterstuhl Gottes, die
nicht getauft sind und das
Evangelium nicht kennen.
Wer kann da gleichgültig
bleiben?**

Ewigkeitswert hätte. Von daher der Eifer, möglichst viele Menschen zu taufen, damit ihre Seelen gerettet werden können. Die ganze Theologie war geprägt durch das philosophische Lehrgebäude der Griechen. Gott wird dargestellt als das höchste Wesen, versehen mit Attributen wie allmächtig, allgegenwärtig, allwissend. Jesus ist eingezwängt in ein dogmatisches Schema. Es ist die Rede von den zwei Naturen, der göttlichen und der menschlichen. Die Bergpredigt und die Nachfolge Jesu finden kaum Erwähnung. Die Moral baut auf Kasuistik auf. Alle möglichen Fälle und Situationen werden behandelt und bewertet. Bis in Kleinigkeiten hinein wird den Menschen gesagt, was sie zu tun bzw. zu lassen haben. Nicht minder folgenschwer war die Identifikation der christlichen Welt mit der Welt schlechthin. Die einzige Welt, die wirklich zählt, ist die christliche Welt. Deshalb kommt es darauf an, alle heidnischen Völker in den Orbis Christianus einzugliedern. Ein solch absoluter Anspruch mußte das Christentum als geschlossene, intolerante, autoritäre Religion erscheinen lassen. Evangelisierung in Südamerika vollzog sich weitgehend – und das ist bedauerlich – im Schlepptau der politischen Unterwerfung.

Zurück zur Bibel

Aus Platzgründen konnte die oben angeführte Theologie, die im übrigen weit ins 20. Jahrhundert hereinreichte, nur skizzenhaft dargestellt werden. Eigentlich begann das bis ins Detail ausformulierte Lehrgebäude schon in den Jahrzehnten zwischen den beiden Weltkriegen Risse zu bekommen. Es waren in der Hauptsache französische und deutsche Theologen, Denker von außergewöhnlichem Format, die begannen, aus dem apologetischen, d.h. auf die Abwehr von Irrtümern abzielenden Theologiebetrieb auszusteigen. Durch völlig neue Denkansätze brachten sie das alte Modell in eine Krise, aus der es sich nicht mehr erholen sollte. Es ist schon bezeichnend, wenn heute eigentlich nur nicht militante, nicht selten fundamentalistische Gruppen innerhalb der Kirche sich auf diese Theologie berufen. Definitiv ad acta gelegt wurde sie schließlich durch das Zweite Vatikanische Konzil. Dieser einmaligen Kirchenversammlung blieb es vorbehalten, eine Reihe epochenmachender Dokumente zu verabschieden. In diesem Zusammenhang sei vor allem die Kirchenkonstitution erwähnt. Sie hat die Ortskirchen stark aufgewertet und verlieh dem altkirchlichen Prinzip von der Kollegialität der Bischöfe wieder neuen Glanz. Beides wiederum bedeutete, daß nunmehr ein Prozeß eingeleitet werden konnte, der beispielsweise für jede Form von Mission, die diesen Namen auch verdient, von herausragender Bedeutung ist, nämlich die Inkulturation des Evangeliums. Im Klartext: die Ortskirchen müssen die wesentlichen Merkmale der verschiedenen Kulturen aufgreifen und in die Verkündigung einfließen lassen. Nur so ließe sich der Export des europäischen Katholizismus in andere Teile der Welt auch tatsächlich vermeiden.

Evangelisierung geschieht nicht außerhalb von Kultur, sie findet stets innerhalb bestehender kultureller Weltanschauungen statt. Das Evangelium identifiziert sich nicht mit den Kulturen sondern in den Kulturen, schreibt Leonardo Boff. Geschichtlich war die Entwicklung die, daß Verkündigung zu allen Zeiten innerhalb kultureller Ausdrucksformen stattgefunden hat, gleichgültig, ob es sich um die semitische Welt der Bibel, um die des Hellenismus und des Diasporajudentums der ersten Christen oder um die römische bzw.

germanische Kultur gehandelt hat. Theologisch exakt formuliert daher die lateinamerikanische Bischofskonferenz 1979 in Puebla: „Der von der Kirche vermittelte Glaube wird auf der Grundlage einer vorgegebenen Kultur gelebt, d.h. von Gläubigen, die zutiefst an eine Kultur gebunden sind“. Die alte Meinung, das Evangelium existiere an sich, sozusagen in reiner Form und kann dank dieser Eigenschaft die verschiedenen Kulturen befruchten, ist nicht nur inhaltlich daneben, sondern hat sich auch geschichtlich als falsch erwiesen.

Die erste Evangelisierung in Lateinamerika fand im Zeichen der Unterwerfung statt und führte zu einem kolonisierten Christentum, das die religiösen Modelle der Metropole, d. h. Europas, reproduzierte. Die zweite, neue Evangelisierung geschieht im Zeichen der Befreiung und läßt möglicherweise ein typisch afroindiolateinisches Christentum entstehen, mit indianischen, schwarzen, mestizischen, weißen und lateinischen Zügen, das die Struktur der Kirche erneuert, schreibt L. Boff in seinem neuesten Buch mit dem Titel: Gott kommt früher als die Mission.

Wie sollte die europäische Kirche angesichts der fünfhundertjährigen Wiederkehr der „Entdeckung“ Amerikas sich verhalten? Theologisch gesehen wäre ein Schuldbekennnis die naheliegende Form. Dietrich Bonhöffer, der weltberühmte von den Nazis 1945 ermordete evangelische Bekennertheologe, hat kurz vor seinem Tode ein solches vorgeschlagen. Obwohl es in einem bestimmten Kontext der Nazidiktatur verfaßt worden ist, sagt es dennoch das Wesentliche für die ganze Epoche von fünfhundert Jahren aus. Der Bonhöffer Text im Wortlaut: „die Kirche bekennt, die willkürliche Anwendung brutaler Gewalt, das leibliche und seelische Leiden Unschuldiger, Unterdrückung, Haß und Mord gesehen zu haben, ohne ihre Stimme für sie zu erheben, ohne Wege gefunden zu haben, ihnen zu Hilfe zu eilen. Sie ist schuldig geworden am Leben der schwächsten und wehrlosesten Brüder Jesu Christi“.



Tausend Dank Euch milden Händen!
Ich darf mich nun zum Lichte wenden.

Illustration von H. v. Schreyer.

„Oh, guter Weisser, erbarme dich,
kaufe mich, ich bet' für dich!“

Zur Logistik der missionarischen Eroberung.
Die Sprache der Missionsbildchen¹⁾

Anton Holzer

*Denn hier sind süßes Leiden und kalte Grausamkeit,
sind sinnliches Mitleid und
humane Empörung unzertrennlich.*

Dolf Sternberger, 1938

Das Arrangement der Szene auf dem ersten Bild: In der Mitte, etwas erhöht auf einer Wolke stehend und in helles Licht getaucht die Figur Jesus, in strenger Haltung, in einer Hand das Kreuz, die andere väterlich ausgebreitet, den Kopf leicht geneigt, die Augen gesenkt, milde Züge im Gesicht. Am Boden, zu seinen Füßen schwarze Kinder im Halbkreis kniend, die Hände zum Gebet gefaltet, ihre Köpfe mit erwartungsvollem, flehenden Blick Christus zugewandt. Die Szene ist in eine stilisierte afrikanische Landschaft gestellt, Strohütten im Hintergrund, einige Palmen, die ins Bild ragen, tropische Gewächse, das Meer, ein Schiff am Horizont.

Ein zweites Bild: Die Christusfigur in der Mitte ist durch Maria, seine Mutter ersetzt. Sie ist, wie Christus auf dem ersten Bild, stehend dargestellt, ganz in weiß gehüllt, die Arme mütterlich über die knienden schwarzen Kinder gebreitet. Die Kinder im Halbkreis, die angedeutete afrikanische Landschaft, sogar das Meer und das Schiff am Horizont sind unverändert geblieben.

Ein drittes Bild: An die Stelle der Christusfigur tritt ein Missionar. Der Heiligenschein über seinem Kopf verrät, daß es kein gewöhnlicher Priester ist, sondern ein Heiliger, S. Petrus Claver lesen wir am unteren Bildrand. In der linken Hand das Kreuz, in der rechten eine Muschel als Taufschale, von der er gerade Wasser über den Kopf eines von zwei Kindern gießt, die vor ihm knien. Beide sind dunkelhäutig, beide haben den Blick demütig gesenkt, die Hände zum Gebet gefaltet und zum Priester erhoben.

Die Reihe läßt sich fortsetzen. Und mit ihr die Variationen im Arrangement der Figuren. Weiße Missionsschwestern nehmen den Platz in der Mitte ein. Die Christusfigur ist ersetzt durch das Zeichen des Kreuzes und das Licht, das von oben in den Raum strahlt. Auch die Requisiten der Bildbühne sind verschiebbar. Die Palmen fehlen fast nie, die Strohütten kommen häufig vor, ebenso das Meer, das Schiff nur ab und zu. Im Spektrum der christlichen Symbole wechseln sich Kreuz, brennendes Herz, Taufschale, Licht und Was-



ser ab, ihre Inszenierung freilich bleibt unverändert. Diese Zeichen in der oberen Bildhälfte sind immer der zentralen christlichen Erlöserfigur zugeordnet, während die Symbole der Sünde, des Bösen und der Sklaverei, etwa gesprengte Ketten, die Schlange, das Dunkel usw. den flehenden afrikanischen Kindern in der unteren Bildhälfte zugeordnet sind.

Das dichte Netzwerk der missionarischen Logistik

Die Bildchen, von denen hier die Rede ist, sind Missionsbildchen. Es sind jene kleinen Bilddrucke, die seit etwa eineinhalb Jahrhunderten in Millionen von Exemplaren die glühenden Appelle der katholischen Mission in kapillarer Weise unter Volk gebracht haben. In handlichen Größen von den jeweiligen Missionshäusern hergestellt, vereinen sie plakative Bildaussagen mit rührenden Gebetsvorlagen für „die in so tiefes Elend versunkenen Völker Afrikas, die in der harten Knechtschaft der Sünde schmachten,“ ergänzt durch knappe Hinweise auf die missionarische Tätigkeit des jeweiligen Missionshauses und natürlich den Aufruf „an all die lieben Wohlthäter (...), daß sie auch für die Zukunft ihr gütiges opferwilliges Wohlwollen der Mission schenken mögen.“²⁾

Neben dem Verkauf diverser Missionskalender, Missionszeitschriften und ähnlicher Druckwerke bildete die Verbreitung der Missionsbildchen lange Zeit einen der wichtig-



Edouard Feiss.

„Knecht vom Kloster“ Salzburg



S. Petrus Claver

sten Knotenpunkte im dichten Netzwerk der heimischen missionarischen Logistik. Bereits um die Jahrhundertwende hatten die meisten größeren Missionshäuser in und außerhalb Tirols ein ausgedehntes Netz publizistischer und organisatorischer Infrastrukturen zur ideologischen und v.a. finanziellen Absicherung ihrer missionarischen Eroberungen aufgebaut. Die St. Petrus Claver Sodalität beispielsweise, die auch in Tirol massiv präsent war, hatte im Jahre 1911 u. a. folgende Publikationen im missionarischen Vertriebsprogramm: „Echo aus Afrika. Katholische Monatsschrift zur Förderung der afrikanischen Missionstätigkeit“, „Kinder-Missionskalender 1911“, „Kleine Afrika-Bibliothek. Illustrierte Monatsschrift zur Förderung der Liebe zu unseren ärmsten schwarzen Brüdern“, „Die Aufgabe der katholischen Frauen im Missionswerke“, „Claver-Kalender 1911“, „Der Beruf der Hilfsmissionarin für Afrika“, „Bruder Hieronymus. aus dem Leben eines Laienbruders am Tanganjikasee“, „Geschichte des Silberguldens, der gern nach Afrika gewandert wäre“, „Das Skapulier des Sklaven. Erzählung aus dem schwarzen Weltteil“, „Zaida, das Negermädchen, Volksdrama in 5 Aufzügen“ usw. Diese reich bebilderte sowie massenhaft und billig vertriebene missionarische Boulevardpresse gelangte, vor allem in den ländlichen Gebieten, mittels eines kapillaren Netzes von sog. „Sammlern“ und „Mitgliedern“ regelmäßig in fast alle Haushalte. Den örtlichen Verteilern wiederum wurden von den Missionshäusern und der Kirche für ihre propagandistischen Anstrengungen privilegierte Heilserwartungen in Aussicht gestellt.³¹ Diverse Laienorganisationen im Umfeld der Missionshäuser ließen die

Ausläufer der Missionspropaganda und die Spendensammlungen bis in die entferntesten Winkel der Bevölkerung vordringen. In einem Aufruf aus dem Jahre 1908 heißt es etwa: „Nicht alle Kinder haben Geld. Viele Kinder zahlen schon für den Kindheit-Jesu-Verein und können vielleicht nicht noch dem „Kinderbund für Afrika“ beitreten. Gute Kinder möchten aber so gerne auch etwas für die schwarzen Heidenkinder tun. Liebe Kinder! Ich gebe Euch nun einen Rat und wenn ihr ihn befolgt, so könnt Ihr der St. Petrus Claver Sodalität viel helfen. Sammelt fleißig Briefmarken, Schokoladestaniol (schön glatt streichen!), Bleikapseln, Zigarrenspitzen, Nadeln, Stecknadeln, Zwirn, Seide, Stoffreste, Medaillen, Rosenkränze, Kreuze, Apfelsinenschalen usw. und bringt es der St. Petrus Claver Sodalität, die alles gut verkauft und das erlöste Geld der Mission sendet für die armen schwarzen Heidenkinder.“⁴¹ Der „Erfolg“ blieb nicht aus. Die Liste der Spenden, die beispielsweise zwischen dem 1. und 30. Juni 1911 für das St. Petrus Claver-Missionshaus eingegangen waren, umfaßten vier engbedruckte Seiten der Zeitschrift „Echo aus Afrika“. Eine besondere Attraktion zur Hebung der Spendenfreudigkeit der Bevölkerung ließ sich das St. Josephs-Missionshaus in Milland bei Brixen einfallen. Es führte eine sog. „Missionslotterie“ ein, die sich großer Beliebtheit erfreute.



Lösemittel der verhärteten menschlichen Verhältnisse

Die besondere Bedeutung der knappen bild-sprachlichen Botschaften der Missionsbildchen im breiten Spektrum der missionarischen Propaganda liegt nicht nur in ihren hohen Auflagen und ihrer weiten Verbreitung, insbesondere auch in den sozial niedrigeren und leseungewohnten ländlichen Bevölkerungsschichten, sondern eben auch in ihrer eigenartigen Bild- und Textwirkung. Und um diese soll es im folgenden gehen. Welches ist, so lautet die Frage, die Sprache, die diese süßlichen und mitleidsrheischen Bildchen zu Angelpunkten im missionarischen Erlösungsgeschäft macht?

Um darauf eine Antwort zu finden, ist es zunächst sinnvoll, die Bildsprache der kleinen Erinnerungsbildchen etwas genauer zu untersuchen. Es handelt sich sowohl vom Inhalt wie auch von der Gestaltung her um ausgesprochen stereotype Bildkompositionen. Die Grundstruktur des Bildaufbaus ist erstarrt, die Unterschiede der einzelnen Bildchen ergeben sich lediglich durch Variation der Figuren innerhalb derselben Rollenordnung (etwa: Jesus – Maria – Heiliger – Missionar – Missionsschwester oder: Negerkinder – Chinesenkinder – Indianerkinder) bzw. durch Variation der Requisiten des „Bühnenbildes“ (Plume, tropische Pflanzen, Strohütte, Meer, Schiff usw.) oder durch Variation der plakativen und stets satten Farbgebung. Daraus ergibt sich eine eigenartige Schemenhaftigkeit, die diesen Bildern eigen ist. Sie tritt bezeichnenderweise dann besonders hervor, wenn mehrere Bildchen in eine Reihe nebeneinandergelegt werden und in der Vorstellung nach und nach überblendet werden. Im Grunde handelt es sich bei den vielen verschiedenen Missionsbildchen um die unendliche Variation letztlich eines einzigen idealen Arrangements, um die stark vereinfachte und schematisierte Form dessen was Dolf Sternberger ein Genre nennt. Für Sternberger sind Genrebilder Momentaufnahmen, die auf irgendeine Erfüllung warten. „Derjenige, dem diese Erwartung gilt, ist selber nicht im Bilde – es ist der Betrachter.“⁵⁾ Die Szene, die sich dem Betrachter darbietet, ist alles andere als interesselos. „Beim Genre ist vielmehr das Interesse des Beschauers, des Lesers, des denkenden, gerührten, empörten, begierigen Dritten überall im Spiel. Ebenso wie die erstarrte Szene das lebende Bild, der Ergänzung bedürftig ist, ebenso sehr ist dieser interessierte Betrachter begierig, zu ergänzen, und er drängt sich, sein Gefühl zu betätigen, um mit den herausgeforderten Lüsten oder Tränen die Lücken auszufüllen und die Risse zu schließen, die das Stückwerk des Bildes vorweist.“⁶⁾

Im Falle der genrehaften Missionsbildchen ist es das tiefe Gefühl der Rührung und des Mitleids, „die Tränen also, deren reichlich fließender Strom den Beginn und das Zeichen der „Veredelung“ ausmacht, das Bindemittel des Genres oder das warme Lösewasser der verhärteten menschlichen Verhältnisse, welches die eingelebte allegorische Grausamkeit hinwegschwemmt, dafür die engelsgleiche mitleidvolle Güte mitführt.“⁷⁾

Das rührende Mitleid und die Gewissensnöte, die den Betrachter beim Anblick der auf den Missionsbildchen dargestellten „so unglücklichen Seelen Afrikas“ überkommen, setzen bereits den ersten Schritt zur Versöhnung mit dem „herzerreißenden“ Schicksal der „armen Heidenvölker“. Das Mitleid, das die Hand zu einer „milden Gabe“ erweicht, schließt sogleich die Kluft, die der sinnliche Appell des Bildes vor dem Betrachter aufgerissen hat. Der Aufruf, den das Bildchen erzeugt, wendet sich direkt dem Betrach-



ter zu: „Ob, guter Weißer, erbarme Dich, kaufe mich, ich bet' für Dich!“ lautet das Flehen eines schwarzen Negermädchens, das von einer mütterlich-pietätvoll blickenden Missionsschwester an den Schultern gehalten wird. Auf der Rückseite desselben Bildchens, setzt sich der Aufruf fort: „O, ich bitte Dich und kaufe mich. Kaufe auch alle meine Schwestern, deren Stamm ich angehöre, denn wir sind als weibliche Wesen am schlechtesten dran; wir werden vom leiblichen Vater an Männer verkauft, ohne uns zu fragen, ob wir als Bräute auch Neigung zu den Männern haben; der Preis ist als gewöhnlicher „Zehn Stück Rindvieh“ und je angesehener ein Vater desto mehr verlangt er für seine Töchter, und je mehr der Bräutigam Vieh für seine Braut geben muß, desto härter wird das Los derselben dann als seine Sklavin. O, Brüder! Schwestern! Habt Erbarmen! Mit uns Mädchen, mit uns Armen! Und verschließt Eure Hand und Eure Herzen nicht, sondern helft den Trappisten-Vätern, die es mit uns so gut meinen und uns pflegen und lehren lassen, durch die lieben Schwestern, helft ihnen das Werk unserer Rettung fortsetzen, uns aus diesem schmäblichen Sklavenhandel und Joch zu befreien, damit auch wir Christinnen und Bräute des Himmels und Eures guten Jesus

werden können, auf den Knien bitten und flehen wir Euch an und rufen: O, guter Weißer, erbarme Dich, kaufe mich! Ich bet' für Dich! Rette meine Seele aus dieser Sklaverei!"

Das missionarische Erlösungsgeschäft

„*Kaufe mich, ich bet' für Dich*“, diese Kurzformel verweist auf ein Tauschverhältnis, ein symbolisches allerdings. Es ist ein Tausch, der die im Missionsbildchen diffus durchschimmernde Ungerechtigkeit der menschlichen Verhältnisse sogleich im milden Licht christlicher Nächstenliebe zerfließen läßt. Auf den ersten Blick erscheint es, als ob der Tausch sich zwischen dem „Negerkind“ einerseits und dem „guten Weißen“ andererseits abspielte: das Almosen des Weißen für die Erlösung des Schwarzen aus der „Sklaverei“, das Gebet des Schwarzen für das Seelenheil des Weißen. Bei genauerem Hinsehen freilich erweist sich das Motiv dieses symbolischen Tausches als weitaus hintergründiger und subtiler. Der Appell des schwarzen Negermädchens ist nämlich im Grunde eine von der weißen Missionschwester (der Repräsentantin der „weißen“ Mission) initiierte direkte Rede, ein Aufruf, den das Missionshaus dem schwarzen Kind in den Mund legt. „*Tausend Dank Euch milden Händen! Ich darf mich nun zum Lichte wenden.*“ läßt ein anderes Bildchen ein schwarzes Kind ausrufen, das, eben von den Fesseln des Bösen und der Sklaverei (gesprengte Fußkette) sowie von der Sünde (Schlange) befreit, sich dem Kreuz und dem Licht zuwendet.

Die Missionsbildchen lassen durch diese geschickt inszenierte direkte Rede der schwarzen Kinder, ihre verzweifelten Appelle, aber auch durch ihre stille, flehende Blicke, die sich auf den Betrachter richten, leicht vergessen, daß eigentlich nicht die schwarzen Kinder im fernen Afrika die Tauschpartner des Erlösungsgeschäfts sind, sondern die Kirche, das Missionshaus selbst. Dieses bildet nämlich das vermittelnde Scharnier zwischen der Heilserwartung der weißen Gläubigen und ihrer Spendenfreudigkeit für die Mission. Als Gegenleistungen für die „milden Gaben“ stellt das Missionshaus den „Wohltätern“ die Mitgliedschaft in Missionsvereinen, Messen, Ablässe, Segnungen und Gebete in Aussicht, Leistungen, die auf der Rückseite vieler Missionsbildchen ausführlich beschrieben und mit Bibelziten unterlegt werden: „*Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.*“

Indem aber in der Ikonographie der Missionsbildchen die Heilserwartung der weißen Christen direkt an den Appell zur Erlösung der „so unglücklichen Seelen Afrikas, welche nach wie vor in Finsternis und im Todesschatten sitzen“, geknüpft wird, treten die missionarischen Institutionen als scheinbar bloß vermittelnde Instanzen in den Hintergrund. Das missionarische Werk der „Errettung“, die angebliche Befreiung „aus diesem schmählichen Sklavenhandel und Joch“, kurz das Motiv der Erlösung, stellt sich auf diesen Bildchen aus der Sicht des Betrachters als ein „Tauschhandel“ mildtätiger Nächstenliebe zu den „armen Heidenkindern“ gegen Beihilfe zum eigenen Seelenheil dar. Die Rolle des Missionshauses verflüchtigt sich im Bilde. Sogar der Dank für die „Wohltätigkeit“ der christlichen Almosengeber wird in der Sprache der Missionsbildchen einem „erlösten Heidenkind“ in den Mund gelegt:

„Glühender Dank eines erlösten
chinesischen Kindes im Himmel
an seine Retter auf Erden

*Dank Dir, o Seele, gute, reine,
Die Du jetzi noch auf Erden bist!
Dank, Dank dem Jesukind-Vereine,
Der Dir und mir zum Segen ist.*

*Sieh da die Krone, die mich schmücket! –
Als ich von dannen schied, hat mir
Der Herr sie auf das Haupt gedrückt;
Er sprach, sie komme her von Dir.*

*Sieh da das feine Kleid voll Sonnen,
Das Dein geliebter Schützling trägt,
Aus jenem Pfennig ist's gesponnen,
Den Du für ihn zurückgelegt.*

*O sieh, wie ganz ich übergossen
Mit Himmelsstrahlen ohne Zahl!
sie sind aus Deinem Mund geflossen,
Als Du gebetet, allzumal.*

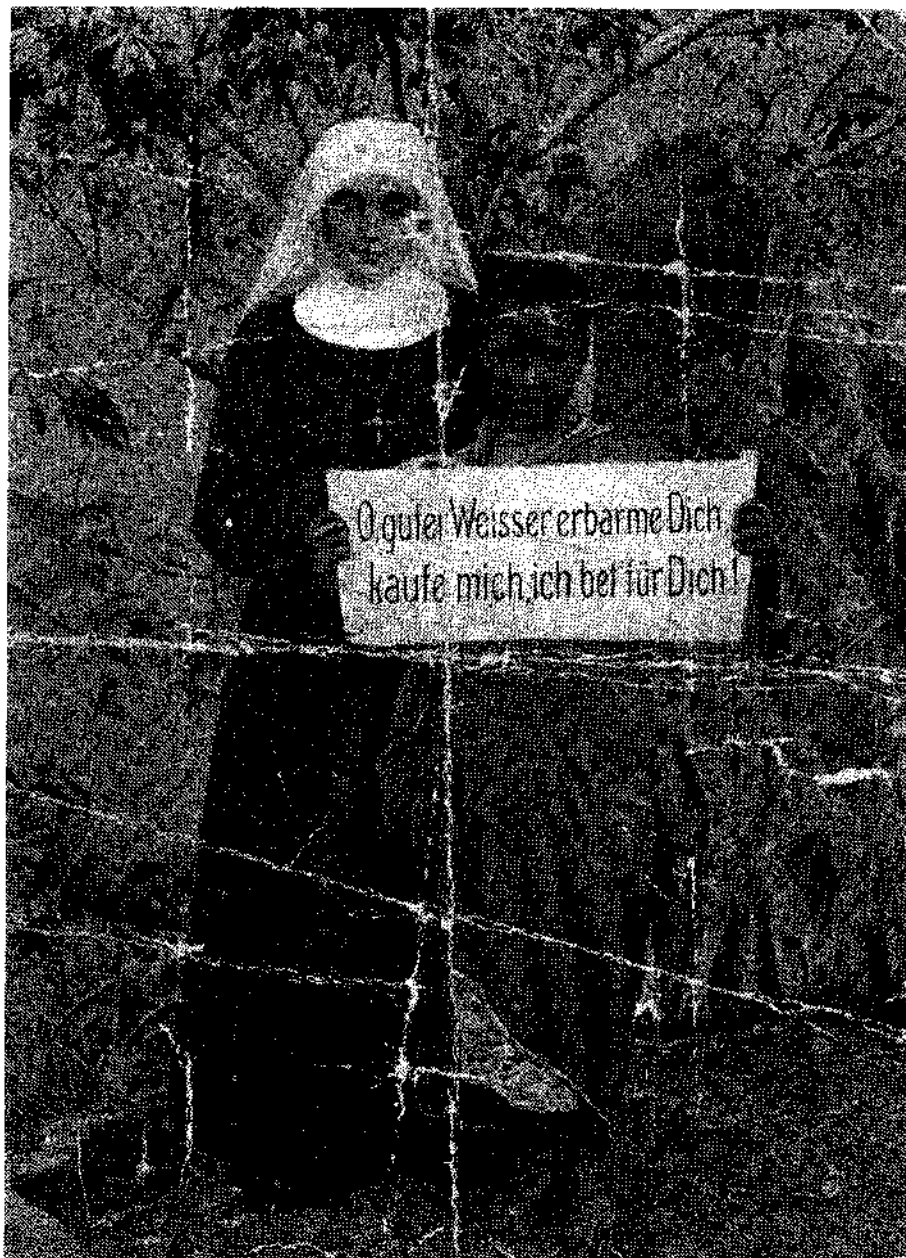
*O bester Freund, voll Gottesliebe,
Der Du mir diesen Himmel gabst,
Statt Trennung von der ew'gen Liebe
Mit ew'gen Wonnen mich erlabst;*

*Empfang' für solch' Barmherzigkeit
Mein heißes Flehen zum Herrn als Lohn:
„O Herr! nach kurzer Kampfzeit
Schenk meinem Retter des Himmels Kron!“*

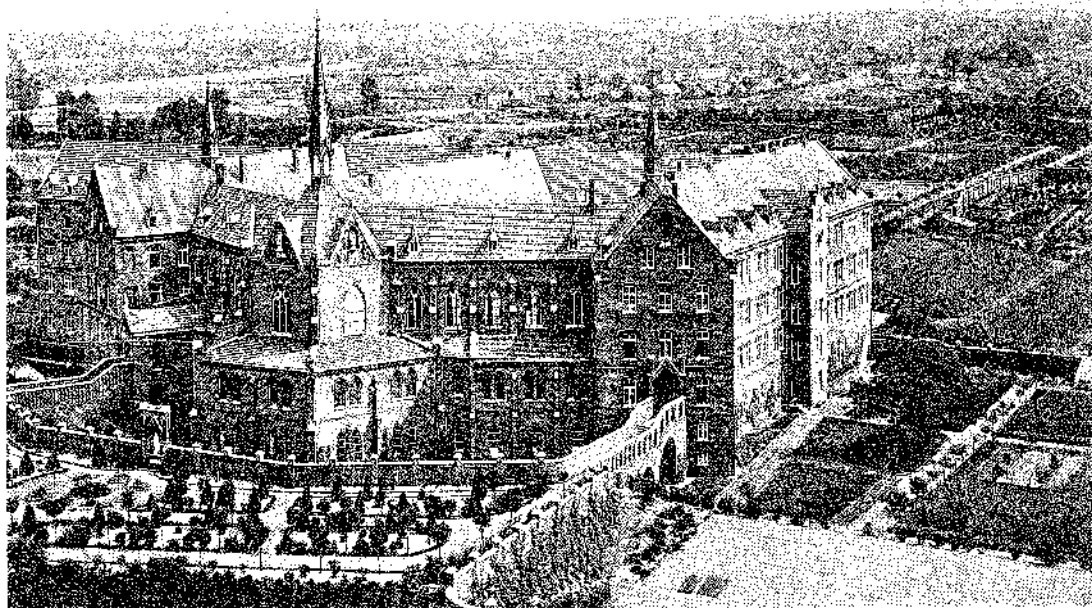
*Um eines noch bitt' ich Deine Güte:
Gedenke stets der Kleinen Not,
Die in der zarten Jugendblüthe
In's Elend stürzt grausamer Tod.*

*Versäume nicht, zu helfen Kindern,
Dem Untergange bloßgestellt,
Und bilde Engel aus den Sündern
Und Christen aus der Heidenwelt.*

*Daß viele noch die Kron empfangen,
Für welche Dir mein Dank gebürt;
Daß viele jubelnd dich umfängen,
Wenn Dich Dein Engel heimwärts führt.⁸⁾*



Kloster u. Exerzitienhaus der Missionsschwestern, Herz-Jesu-Kloster, Steyl



Das Missionshaus selbst erscheint nicht im Bild

Im skizzierten Tauschgeschäft ist das Missionsbildchen süßliches Andenken und Tauschvertrag zugleich. Sinnliches Mitleid und religiöses Geschäftsinteresse mischen sich darin, freilich in unterschiedlicher Weise. Während das (ältere) kolorierte Missionsbildchen den Tausch der Spende gegen die Erlösung mit einer Lasur des Mitleids verklärt, rückt die sog. Tauf-Karte das nüchterne religiöse Geschäftsinteresse in den Vordergrund. Die Tauf-Karte, die erst nach dem Ersten Weltkrieg zunehmende Verbreitung fand, verwandelt sich im Akt des Tausches – Geld für die Errettung der „armen Heiden“ in Interesse der eigenen Erlösung – in einen Gutschein auf dem Wege zum eigenen Seelenheil. Der Spender bestimmt den Taufnamen des „Heidenkindes“ und legt der Tauf-Karte die Spende bei. Diese fließt allerdings in die Kasse des Missionshauses. Die Taufe selbst, den Akt der „Erlösung“ gewissermaßen, nimmt, im Auftrag des Spenders, der Missionar vor. Der Gutschein wird dem Spender daraufhin vollständig ausgefüllt zurückgesandt. Der Vertrag ist abgeschlossen, die väterliche/mütterliche Patenschaft erfüllt. Die Tauf-Karte kann nun als mildes Andenken der Wohltat des Spenders Dauer verleihen. Auch in diesem Falle hat sich die Institution des Missionshauses in den Schatten demütiger Zurückhaltung zurückgezogen, wieder läßt sie den Weg des Almosens, das auf ihr Geheiß in Umlauf gesetzt wird, auf direktem Wege in die glückliche Erlösung führen. Während sich die Spendenkassen der Missionshäuser auf diskrete Weise füllen, murmeln die Spender das Gebet auf der Rückseite ihrer Bildchen: „Herr Jesus Christus, der Du allein der Erlöser des ganzen Menschengeschlechts bist und schon herrschest von einem Meere zum anderen und vom

Flüsse bis zu den Grenzen des Erdkreises, Öffne erbarmungsvoll Dein beiligstes Herz auch den so unglücklichen Seelen Afrikas, welche noch in der Finsternis und im Todesschatten sitzen, auf daß durch die Fürbitte der göttigen Jungfrau Maria, Deiner unbefleckten Mutter und ihres glorreichen Gemahls, des hl. Joseph, jene Bewohner Afrikas ihre Götzen verlassen, vor Dir niederfallen und Deiner hl. Kirche zugestellt werden, der Du lebst und herrschest..."

- 1) Das Untersuchungsmaterial dieses Beitrags bildet eine Auswahl von Missionsbildchen, die im Tiroler Raum Verbreitung gefunden haben, auch wenn nicht alle davon von Tiroler Missionshäusern herausgegeben bzw. in ihrem Auftrag gedruckt worden waren. Ein Teil des Bildmaterials stammt aus den Beständen des Landesmuseums Ferdinandeum in Innsbruck (Heiligenbilchensammlung, Erinnerungsbildchen an die Heidenmission), ein anderer Teil aus der privaten Sammlung von Werner Sieber, Innsbruck sowie U. und M. Wilhelm, Innsbruck
Die Datierung der einzelnen Bildchen ist relativ schwierig. Es ist zu vermuten, daß ein Gutteil aus der Zeit kurz vor der Jahrhundertwende bzw. aus den ersten zwei, drei Jahrzehnten danach stammen. Einige Bilchen sind sogar etwas älter und dürften wahrscheinlich schon im Zuge der großen katholischen Missionierungswelle um die Mitte des 19. Jahrhunderts Verbreitung gefunden haben.
- 2) Alle nicht gekennzeichneten Zitate stammen aus den (Umschlag-)Texten der untersuchten Missionsbildchen.
- 3) „Die Sammler und Mitglieder (...) haben gleichzeitig Anteil an allen den Mitgliedern der St. Petrus Claver Sodalität von den Päpsten Leo XIII und Pius X verliehen Ablässen und Privilegien. Alle Mitglieder haben ferner Anteil an den hl. Messen bzw. Kommunionen und Gebeten der zahlreichen, durch die Claver-Sodalität unterstützten Missionare und Missionsschwestern, sowie der christlichen Neger.“ Vgl. Kleine Afrika-Bibliothek, herausgegeben von der St. Petrus Claver Sodalität, 15. Sept. 1911.
- 4) Der Aufruf findet sich in einem Heft mit Missionserzählungen für Kinder („Geschichte der kleinen Maria, die gar so gerne berühmt werden wollte“), herausgegeben von der St. Petrus Claver Sodalität, Salzburg 1908.
- 5) Dolf Sternberger: Das Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1974 (1938), S. 60.
- 6) Ebd., S. 61.
- 7) Ebd., S. 65.
- 8) Gedruckt wurde dieses Dankesgedicht von der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei in Innsbruck, ohne Jahresangabe.

KATHOLISCHE MISSION SIEN-HSIEN der Gesellschaft Jesu

Tauf-Karte
für ein chinesisches Heidenkind

Wird in China vom Spender ausgefüllt. | Gewünschter Taufname: *Werner Josef*

ausgefüllt. | Spende: *4 Mark*

ausgefüllt. | Anmerkung: *getauft in Kiangsu*

ausgefüllt. | Datum der Taufe: *5. Dez. 1938* | Name des Missionärs: *B. G. ...*



Rückseite mit Ihrer Adresse genau ausfüllen und die Taufkarte mit Briefumschlag einschenden an die **Missionspropaganda, Wien, I., Universitätsplatz 12**.
Dieser Chinesen wird nach der Taufe dem Spender zurückgeschickt!

„Vergult's Gott für die
Heidenspende“
(Taufkarte, 1962)



TAUFNAME:

Josephine



TAUFNAME:

Josef

Taufkarte 1962

„Chineselen tut's schon sehr stark“

Die „Heidenbekehrung“ im Fotoalbum eines Tiroler Missionars

Die folgenden Bilder und Texte sollen für sich sprechen: als Beispiel für die Denkweise eines Tiroler Missionars aus diesem Jahrhundert, für seine Sicht der Bewohner eines fremden Landes, die er beabsichtigte, zum katholischen Christentum zu „bekehren“.

Pater Adalar (Johann Michael) Eberharter (1887 – 1974) aus Zell im Zillertal war 17 Jahre lang, zwischen 1923 und 1940, als Kapuzinermissionar in China bzw. in der Mandschurei. Von dort hat er Ansichtskarten und Fotografien an Verwandte nach Hause nach Tirol geschickt, wo sie zu einem Fotoalbum zusammengestellt wurden.¹⁾

Veröffentlicht wird eine breite Auswahl der Bilder zusammen mit den von P. Adalar zu den Karten und Fotos geschriebenen Texten. Weggelassen wurden nur die Namen der Adressaten, da wir nähere verwandschaftliche Details in diesem Zusammenhang für nicht erwähnenswert halten.

1904 dem Kapuzinerorden beigetreten und 1910 zum Priester geweiht, mußte Adalar Eberharter, wie Mitbrüder berichten, seinen offenbar frühgehegten Missionarswunsch zunächst wegen des ersten Weltkrieges zurückstellen; von 1914–1918 war er als sog. „Feldkurat“ tätig. Als dann die Westfälische Kapuzinerprovinz Anfang der 20er Jahre eine Mission in der chinesischen Provinz Kansu übernommen hatte, schloß er sich dieser an. Wenige Jahrzehnte zuvor war die Zahl katholischer und protestantischer Missionare in China sprunghaft angestiegen, was nicht ohne Widerstand bei der Bevölkerung blieb: die Boxerbewegung und deren Aufstand 1900 richtete sich nicht nur gegen die immer stärker vordringenden europäischen Mächte, sondern explizit auch gegen die in deren Gefolge und unter deren Schutz sich weiter ausbreitenden Missionen. Diese festigten ihren Einfluß teilweise wieder in den 20er Jahren: 1926 weihte der Papst die ersten chinesischen Bischöfe.

In Kansu, in Mittelchina, war Eberharter zehn Jahre lang, an verschiedenen Orten missionarisch tätig: in Tsinchow (1923), Chengyuen (1924–26), Sifengchen (1926–29), Fukiang (1929/30), Hweihsien (1930/31) und in Tsinan (1932/33). Im September 1933 erhielt dann die Tiroler Kapuzinerprovinz eine selbständige Mission übertragen: in Kiamusze (Sankiang) in der kurz zuvor durch Japan besetzten Mandschurei. „Damit ging ein langgehegter Wunsch in Erfüllung“, schreibt Eberharters Missionarskollege P. Hermenegild Hirtringer in seiner Erinnerungsschrift „Gräber am Sungari“. Denn die Tiroler Kapuziner, so Hirtringer, hätten seit dem „Verlust ihrer Mission in Bettiah (Indien) immer wieder versucht, zu einer neuen Mission zu kommen und auf diese Weise die ruhmreiche Missionstradition der Provinz fortzusetzen“. Eberharter übernahm als erster die Leitung dieser Missionsstation. Das von den Tirolern für ihre Bekehrungsarbeit übernommene Gebiet war weit größer als ihre Heimat: 99.683 km², 938.000 Einwohner. Im „missionarischen Neuland“ (Hirtringer) brachten sie es bis 1938 auf 2.272 Katholiken.

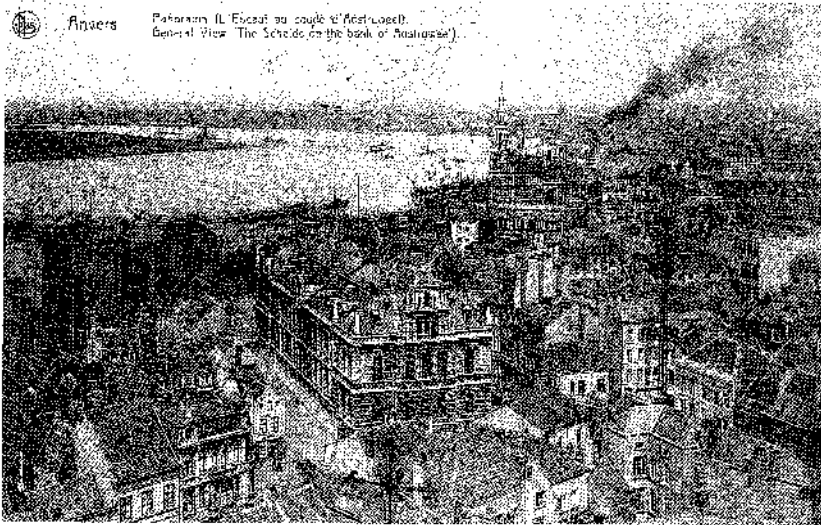


Bis 1940 war die Zahl der Missionare in Kiamusze auf 13 gestiegen. Im selben Jahr beendete Eberharder seine Missionstätigkeit aus Krankheitsgründen und kehrte vermutlich über Japan heim. Und in den 50er Jahren war das Ende für die gesamte Tiroler Missionssiation gekommen: 1947, zwei Jahre vor dem Sieg der Kommunisten wurden einige Missionare ausgewiesen, Hirtringer folgte als letzter 1953, nach der Gründung der Volksrepublik.

Auch für die harten Konfrontationen mit den Einheimischen und die religiösen, politischen und sozialen Ursachen, ist die Darstellung der Missionare selbst aussagekräftig genug. P. Hermenegild schreibt in einem Aufsatz zur Erinnerung an P. Adalar: „Während es sich in Kansu um politische (mohammedanische) Aufständler handelte, waren es in der Mandschurei eher Wegelagerer, die darauf ausgingen, Leute wegzuschnappen und durch erpreßte Lösegelder zu Hab und Gut zu kommen. In besonderer Weise hatten sie es auf die Missionäre abgesehen, weil sie in diesem Falle mit einem prompten Zahlen auch hoher Summen rechnen konnten“.²⁾(b.s.)

1) Dankenswerterweise zur Verfügung gestellt wurde uns das Material von Markus Wilhelm.

2) Aus: Hirtringer, P. Hermenegild: Gräber am Sungari, Ein Beitrag zur Geschichte der Kapuzinermission von Kiamusze. Fügen/Zillertal (Serafisches Liebeswerk) 1957.



Antwerpen, 13.I.23

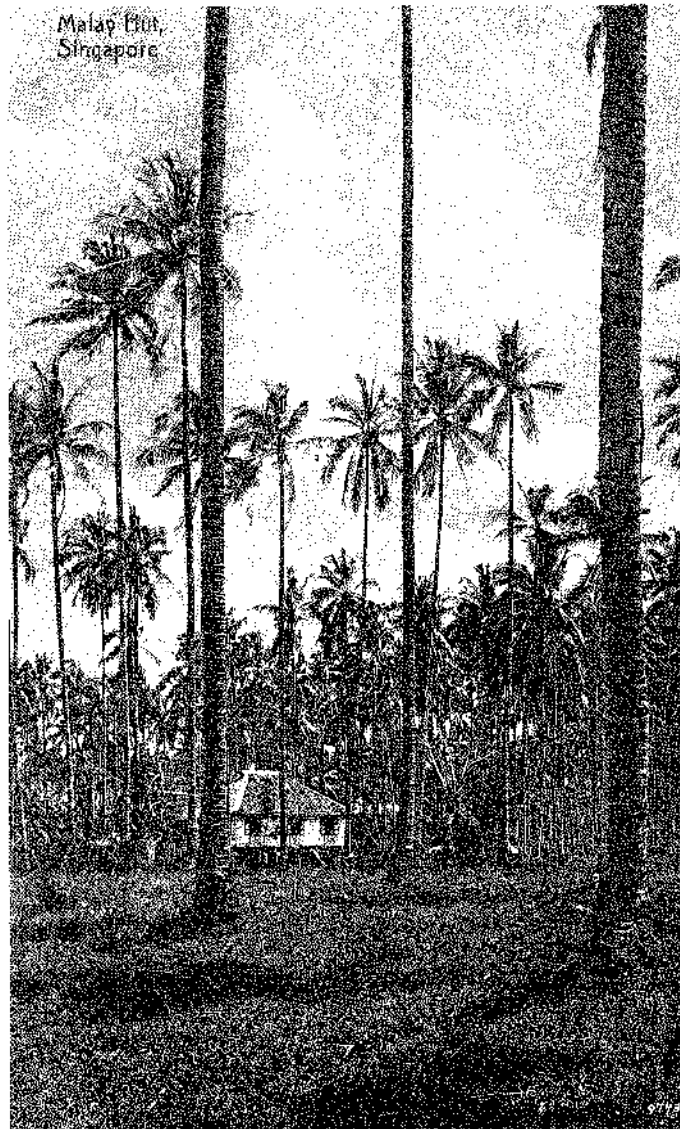
Lieber Schwager!

Endlich auf der Seereise. Aber langsam voran. Seit gestern Mittag hier. Durften aussteigen und unsere Mülbrüder besuchen. Wie schön überall Brüder zu finden! Verpflegung auf dem Schiff gut. Nur 7 Passagiere. Konnten bis jetzt jeden Tag bl. Messe lesen, aber in der Kabine! Wenig Platz, doch es geht. 15.d.M. hoffentlich Abfahrt; nächste Station Palamos (bet Barcelona, Spanien). Eine Karte nach Port Said könnte mich erwischen, aber so gleich schreiben. Adresse: P. Adalar, Missionar an Bord d. „Pfalz“. Wm.Müller u. Comp. in Port Said, Ägypten. Hrztl. GrüÙe an Dich u. Familie, Dein Adalar.



Liebe Maria!

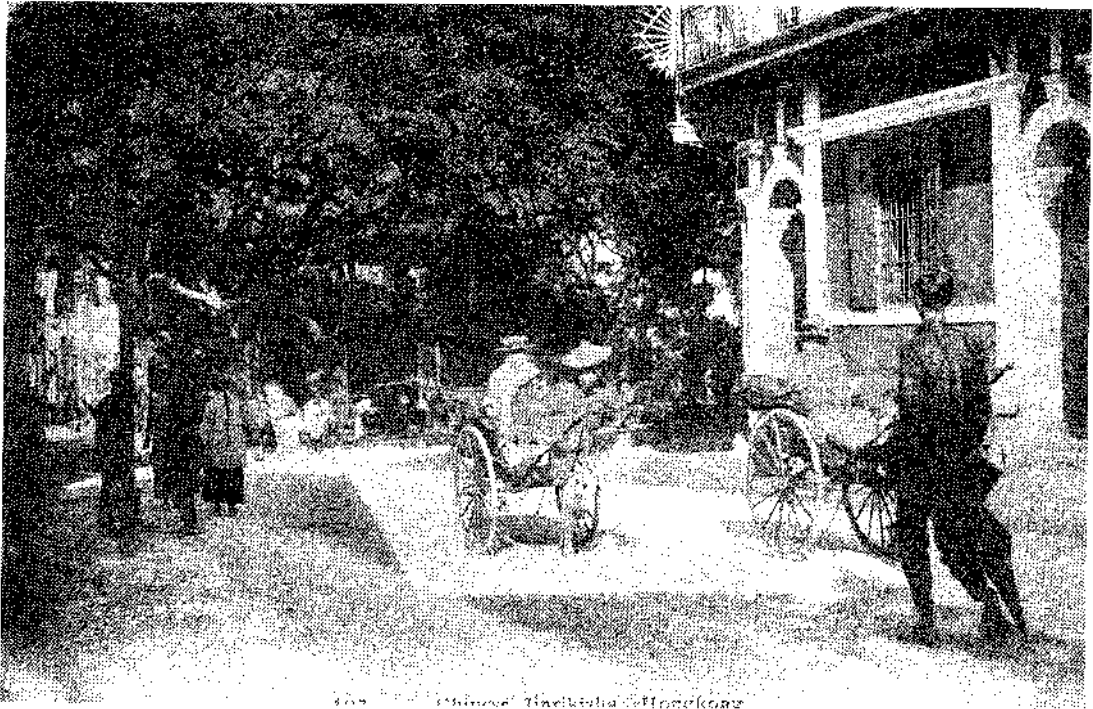
Karte erhalten. Herzlichen Dank. Bei der Abfahrt von Palamos heftiger Wind u. ziemlich hoher Wellengang. Trotzdem wurde ich nicht mehr seckrank. Hoffe also jetzt seefest zu sein. Seit 26. bis hierher sehr ruhige Fahrt. Berge von Sardinien von Ferne sichtbar. am 27. die Nordküste von Afrika bei Tunis u. nachmittag das herzliche Inselchen Pantelleria; an Malta sind wir um Mitternacht vorüber, dann nichts mehr als Himmel u. Wasser. Humor gut aber Gedanken oft bei den Lieben in der Heimat. Jetzt gehts weit auseinander. Die nächste Adresse muß schon auf China lauten. Werde noch schreiben. Herzl. Grüße an Euch alle v. Euerem P. Adalar.



Singapur 22.II.23

Liebe Maria!

„Heiße“ GrüÙe vom südlichsten Punkt unserer Reise. Schön ist hier u. interessant, wunderbare Landschaft, herrliche Vegetation, aber ein Volk, weiß, schwarz, gelb, braun, alles durcheinander. Chinesen tun schon sehr stark. Es wird schon was brauchen, sich mit diesem Volke vertraut zu machen. Nun in Gottes Namen mit frischem Mut dem Ziel entgegen. Wann werde ich von Euch wieder was hören? Herzl. GrüÙe an Euch alle Dein Adalar.



178. „Einer“ rickshafahrer in Hongkong

Hongkong 1.III.23

Meine Lieben!

Nun sind wir bald am Ziele. Noch 4–5 Tage dann kommt der letzte Hafen „Shanghai“. Hongk. ist der vorletzte den wir anliefen. Er gehört wohl zu den schönsten u. besuchtesten der ganzen Welt. Die Stadt ist fast ganz englisch, mit modernen Prachtbauten, ist auch Bischofssitz. Der Ausflug mit Zahnradbahn auf den Pik Victoria gehört wohl zum Schönsten auf der ganzen Reise. Das gebräuchlichste Verkehrsmittel in der ganzen Stadt ist die Rischka, das originelle Gefährt wie es die Karte zeigt. Als Europäer mußten wir natürlich auch benützen. Viele herzl. GrüÙe fuer Adalar.

Liaba Mutter!
Tsinchow 25. IV. 23

Am 20. April 6 Uhr abends gefried in rasche
fuss angabermann. Gute für denk. Das von einer
lange Reise von 7. Dezember 22 bis 20. April 23.
Hinzufügen ist ein Stück mit einpaar für 80.000 Linsen,
in einem feinsten Teil gelassen von jeder einen
Hjeren Mittelgebirge mit seinen Stilleheit auf
Linsenberge im Jindostan. Es gefällt mir sehr gut
und ich würde mich bei dem besten Material für viele
Jahre für sein. Jüngste Gruppe von einem Adalat

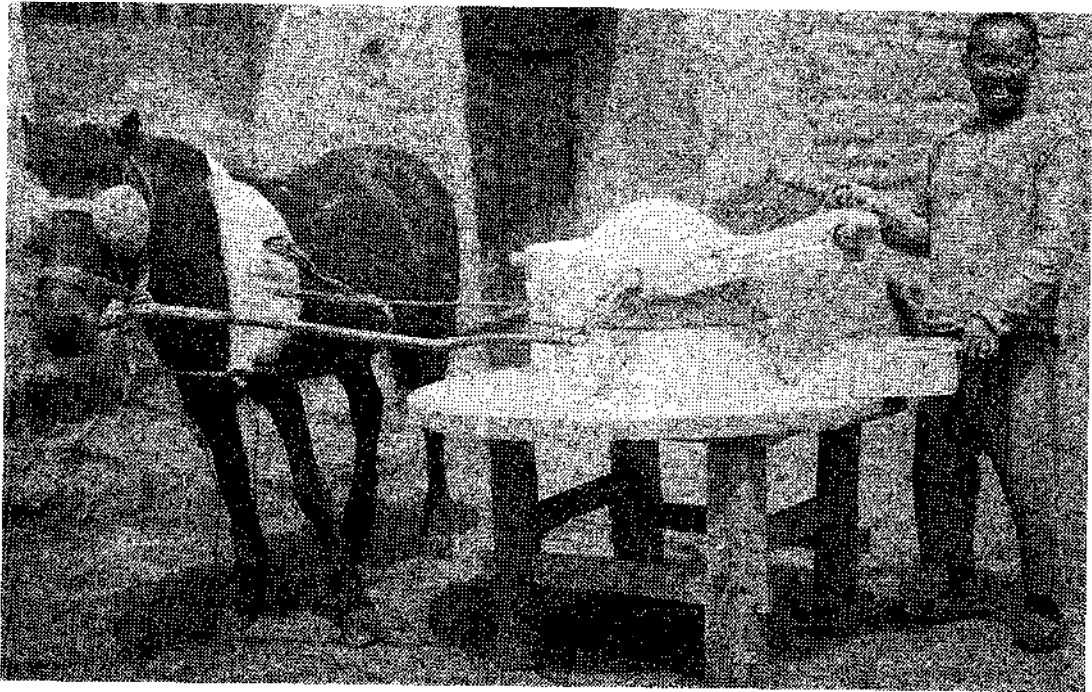


Nach dem ersten Ritt! Tsinchow April 1923.

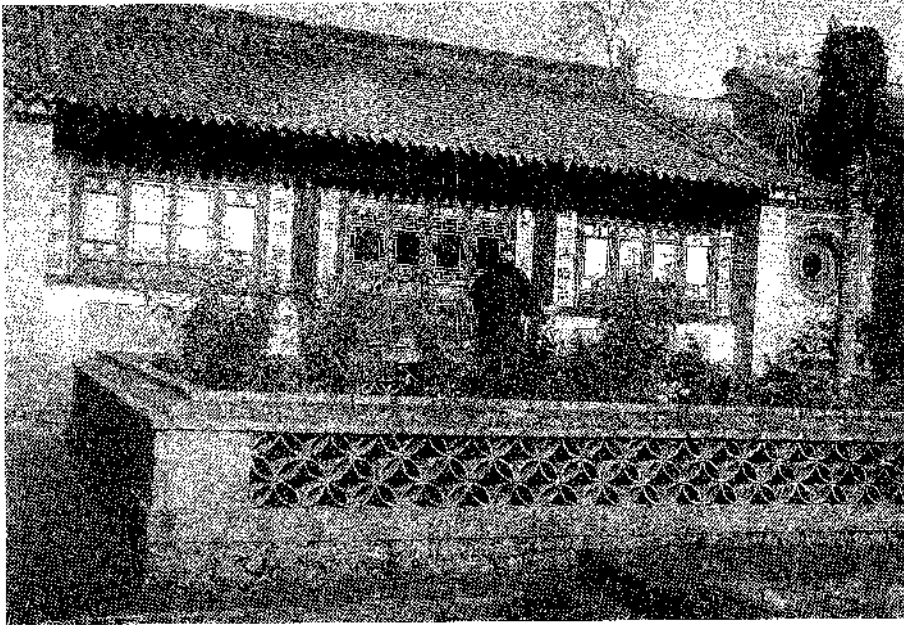
Tsinchow, 25. IV. 23

◀ *Liebe Mutter!*

Am 20. April 6 Uhr abends gesund u. wohl hier angekommen. Gott sei Dank. Das war eine lange Reise vom 7. Dezember 22 bis 20. April 23. Tsinchow ist eine Stadt mit ungefähr 80.000 Einwohnern; in einem fruchtbaren Tal gelegen am Fuße eines schönen Mittelgebirges mit schönem Ausblick aufs Hochgebirge im Südwesten. Es gefällt mir sehr gut und ich werde mich bei den lieben Patres hier bald heimisch fühlen. Herzliche Grüße von Eurem Adalar.



Mein Fidelis Li, der „lustige Müller“, den ich in Sifengchen getauft habe.



Priesterwohnung in Hweibsten, wo ich vom April 1930 bis Juli 1931 stationiert war. An der Tür steht mein Nachfolger P.Franz. Gruss P. Adalar.

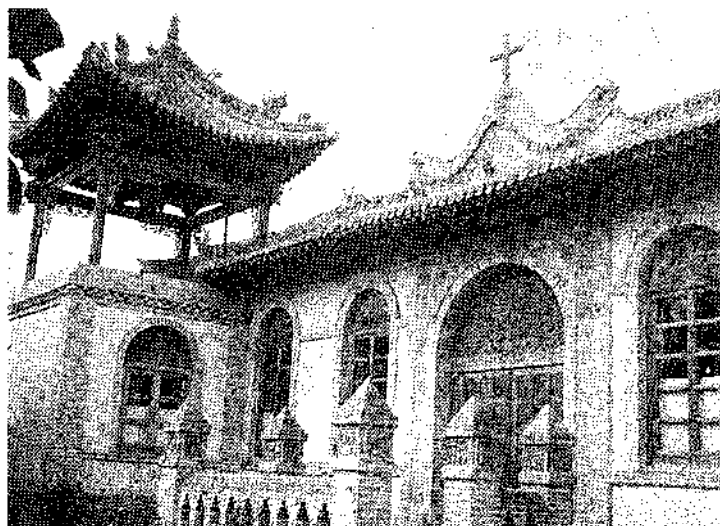


*„Wenn man nur weiter kommt...“
Missionsschwestern auf dem Lastauto nach Kansu. 1932*

*Mein Missionspersonal
in Tsinan
(Koch, Lehrer
u. Katechisten).
August 1933 P.Ad.*



*Kirche mit
Glockenturm in Tsinan*



*Vor dem
Priesterhaus in Tsinan*



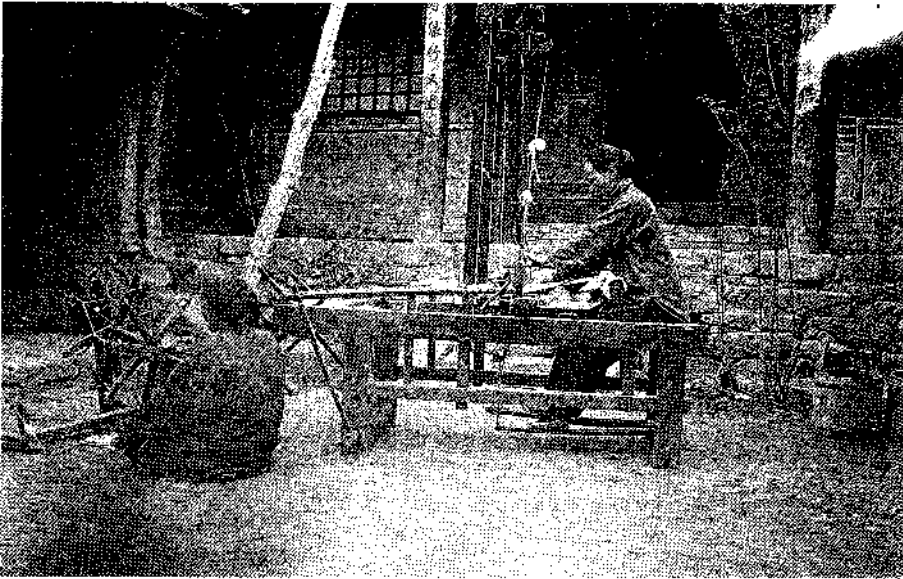


Kiamusze Mai 1936.

Trotz sorgfältiger Pflege haben wir das kleine Apfelbäumchen nicht aufgebracht. Aber der Marillenbaum nebenan hat im 5. Jahr getragen.



Ein Heidenkind wird in die Misston gebracht



Chinesischer Webstuhl und Haspel





*Meine Täuflinge von Kiamusza, Ostern 1937.
 9 Personen gehören zu einer Familie „Tung“: Vater, Mutter, 3 Söhne, 2 Schwiegertöchter, 2
 Enkelkinder. Ganz rechts steht die Lehrerin „Sun Agnes“ für die ich um ein Bild ihrer
 Namenspatronin gebeten habe. Die Tüfler sind güt angekommen u. sie hatte eine riesige Freude.*



*Sun yü dschen als
 Heidenmädchen
 auf der
 Mielschule.*



*Sun yü dschen
 Agnes, unsere
 Lehrerin, nach
 der Taufe.*



*Auf Kommando: Bitte recht freundlich 1,2,3!
Fertig.*





Liebe Mariel

*Das Missionskirchlein in Okayama, dem japanischen Märtyrer P. Jakob S. J. geweiht. --
 Gelt das hättest Du auch nicht gedacht, daß ich Dir einmal von Japan aus schreibe. Ja
 man kommt weit herum in der Welt. Wir hatten bis jetzt gut Fahrt. Japan ist wirklich
 schön, in manchen Partien noch schöner als Tirol, aber als Missionsgebiet sehr schwierig
 – Die Japaner sind ganz verliebt in ihr Land, suchen ihren Himmel auf Erden und was nach
 dem Tod ist, macht ihnen wenig Sorge. Das stimmt einen traurig – bei aller Schönheit dieses
 Landes. Es ist ja alles so sauber im Vergleich zu China. Die Leute sind freundlich entgegen-
 kommend, man meint, man müßte sie grad alle katholisch machen können ...*

„Den Ma Tse Tung soll bold Amol der Tuifl selber houlen“

Ein Gedicht zur Rückkehr zweier Chinamissionare in die Heimat

Das 'Imster Bezirksblatt' berichtet in der Ausgabe vom 13. Februar 1954:

„Empfang der China-Missionäre in Imst.

Am 30. Jänner gab es für die Imster Bevölkerung eine große Überraschung. Zwei Missionäre der Tiroler Kapuzinerprovinz kehren aus China zurück und kommen nachmittags nach Imst. Trotz großer Kälte und heftigen Schneetreibens harrten überraschend viele Leute vor der Kapuzinerkirche auf die Ankunft der Missionäre. Unter den Klängen des Andreas-Hofer-Marsches – gespielt von der Imster Bürgermusik – entsiegen die zwei Glaubensboten und Glaubensbekenner dem Auto. Msgr. P. Dr. Hermenegild und P. Vigil aus Rietz.

Zwei Kinder verneigten sich vor den Missionären und trugen folgendes Gedicht vor, das aus der gewandten Feder des Imster Dialekt-Dichters Karl Jais stammt.

*Miar hobe glöise und ou g'heart,
Wos dent in China g'schöiche;
Es ischt fir ins a groaße n'Fabr,
Dafs miar enk bet ins söiche!*

*Öis hobets ollerhont derlöbt,
Viel Fröid und horte Zeite.
Hatt it viel brauch't, ma hatt derhuem
Enk miaße s'Glöggle leite.*

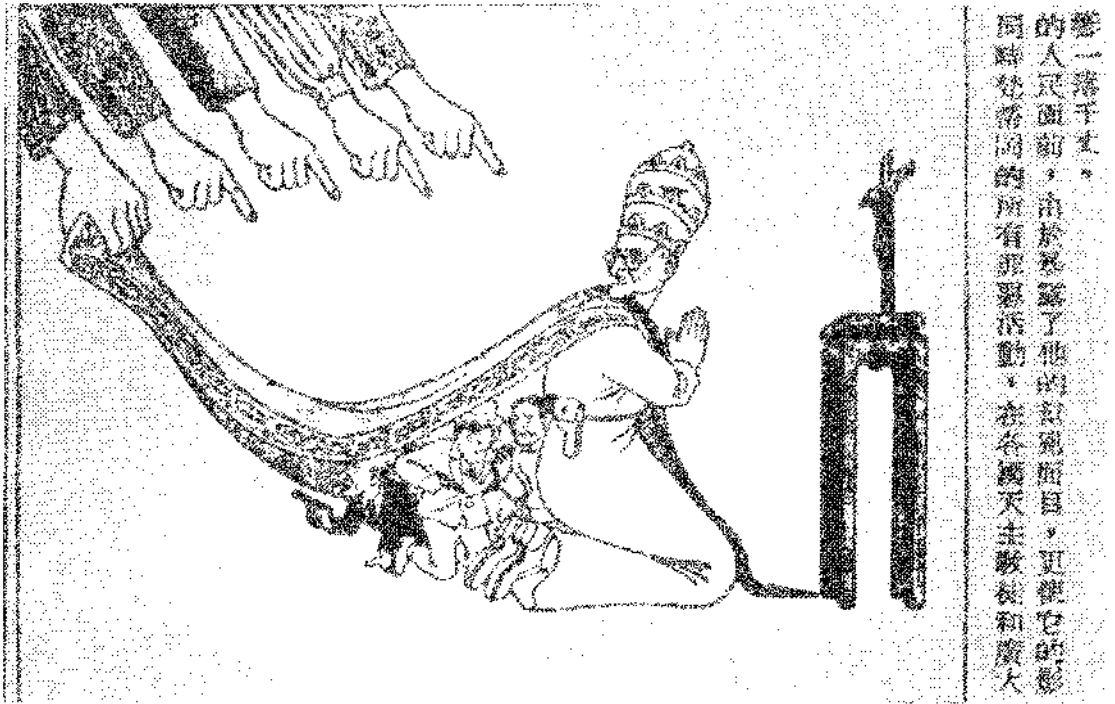
*Döin Ma Tse Tung sött bold amol
Der Herrgott saggrisch soule,
Am böschte wars, es tat n'grad
Der Tuifl salber boule.*

*Ma woafß es it, fir wos es gual
Gwest ischt, dafs döis ischt kemme.
Sou wias der Herrgott ougschaffi hot,
A sou woll miaß m'r's nemme.*

A borte Prifig ollwig bleibis
 Fir enk und für d'Chinöise.
 Fort miafse giah vu Lond und Lett.
 Sall ischt woll s'schwarschte gwöise.

latz bleibets hold a Well bei ins.
 Bei ins sei ou toil Hetde.
 Es weart der Herrgott s'gonze Ioad
 Z'löscht decht zum Cuale raide!"

Aus: Derhuam, Gedichte in Oberländer Mundart, hrsg. von Wilfried Schatz, Trnst (egger verlag) 1986.



Chinesische Karikatur gegen den „Imperialismus des Vatikans“, 50er Jahre

„... Von da an hieß sie Maria Elisabeth Hirth“

Geschichte der kleinen Lola Erzählt von Bischof Hirth von den Weißen Vätern.¹⁾

Maria Elisabeth Hirth ist gegenwärtig eine unserer besten Christinnen, eine derjenigen, auf die wir berechnete und feste Hoffnungen setzen. Ich will Ihnen kurz ihre Geschichte erzählen.

1. Geburt und erste Kindheit

Die liebe Kleine wurde auf der Insel Idjwi, der bedeutendsten aller, die den Kivu-See bevölkern, geboren. Dieser See ist, wie Sie wissen, ein richtiges Binnenmeer im Osten des großen Gebietes von Ruanda. Als Lola – dies ist der heidnische Name Maria Elisabeths – auf die Welt kam, machte dies wenig Eindruck auf ihren Vater Kakomere, einen verhärteten, ganz außerordentlich egoistischen Heiden. Tatsächlich kümmerte ihn die Geburt seines Kindes weniger, als die seiner Ziegen, er verhehlte sogar keineswegs seine Unzufriedenheit darüber, um einen Mund mehr ernähren zu müssen. Aber diese Anwandlung böser Laune verging rasch, ein wenig einheimisches Bier genügte, auch ein wenig Überlegung. „Am Ende“, sagte sich unser Mann, „könnte man das Ding später vorteilhaft verkaufen“, und durch die Hoffnung auf einen zukünftigen Gewinn in Freude versetzt, überließ er Lola ohne weiteres der Pflege ihrer Mutter. Sobald sie gehen konnte, mußte die Ärmste arbeiten. Die ungelenkigen Händchen mußten die schwere Harke schwingen oder am Brunnen Wasser und im Walde Holz holen. Ihr Dasein war gewiß nicht rosig, aber sie hatte doch Bananen zum Essen und einen *lubugo* (Stoff aus Baumrinde) sich zu bedecken. Dies genügte ihr und sie schätzte sich glücklich.

2. Verkauf – Sklaverei

Aber selbst dieses Glück, das man in Europa Elend nennen würde, sollte dem armen Kinde noch genommen werden. Eines Tages kam ein schwarzer Soldat auf die Insel; er bemerkte das Mädchen, das sieben oder acht Jahre alt war, bewunderte ihren klugen Blick, ihre Freude an der Arbeit, und ohne weiteres nahm er sich vor, das Kind zu kaufen. Der Handel dauerte nicht lange, der Traum des alten Knausers verwirklichte sich, und nach wenigen Minuten tauschte er seine Tochter gegen eine Hand voll Geld um. Mit schwerem Herzen verließ die kleine Sklavin das väterliche Dach und folgte ihrem neuen Herrn. Welches Leben harrte nun ihrer! Sie war die geringste Dienerin dieses Wilden in Uniform. Arbeit weit über ihre Kräfte, ungenügende Nahrung, Belcidigungen und Schläge im Übermaß! Das war monatelang ihr Anteil. Ihre Arme erlahmten vor Müdigkeit, ihr Mut war zu Ende: sie ward behandelt wie ein Lasttier und litt ohne den geringsten Trost,

ohne die kleinste Liebkosung. Und wenn je einmal eine Klage ihren blutleeren Lippen entschlüpfte, brachte sie ihr Meister schnell zur Vernunft durch neue Grausamkeiten, da er, wie er sagte, den größt möglichen Vorteil aus seiner Sklavin ziehen wollte, die er so teuer gekauft hatte. Die arme Kleine war zuerst in Ishangi, dann als ihr Gebieter die Garnison wechselte, wohnte sie mit ihm in Kissonji, im Nordosten des Kivu-Sees. Hier erwartete sie der liebe Gott. Von dem schändlichen, im Lande üblichen Handel in Kenntnis gesetzt, verbot der kommandierende Offizier des Truppenteiles allen Bewohnern, Sklaven zu kaufen und sie zu verkaufen. Der Soldat mußte gleich den andern gehorchen und führte mit unzufriedener Miene seine Sklavin zu dem großmütigen Offizier.

3. Loskauf – Taufe

Dieser wollte sie nicht ihren hartherzigen Verwandten zurückgeben und ließ sie nach der nächsten Missionsstation zurückbringen. Da war sie nun bei den gefürchteten Missionären. Was wollten diese „Weißen“, von denen sie schon so viel Böses gehört hatte, mit ihr anfangen? Erwartete sie bei den neuen Herren nur ein neues Elend? Vor Furcht und Schrecken zitternd, blieb sie an der Wand gelehnt stehen, wie ein Vögelchen, das man soeben in einen Käfig gesperrt hat. Aber, Gott sei Dank, verschwand diese Furcht bald, als die Patres mit Milde zu ihr sprachen, als sie ihr ein schönes weißes Kleid gaben, und Bananen holen ließen, verschwand alles Mißtrauen und ein anmutiges Lächeln huschte über ihre Lippen. Die Gnade Gottes tat das Übrige. Lola wurde zum Religionsunterricht zugelassen, studierte eifrig die christlichen Wahrheiten und empfing nach ernstlicher Vorbereitung die heilige Taufe. Sie hieß von da an Maria Elisabeth Hirth. Seitdem entwickelten sich ihre vortrefflichen Anlagen immer mehr.

Ihre Almosen, teure Wohltäter, dienten zur Beschaffung von Kleidung, Wohnung und Nahrung. jetzt betet das eifrige Mädchen für die Bekehrung seiner Eltern und bittet Gott, seine lieben Wohltäterinnen in Europa mit Gnaden zu bereichern.

Im Namen Maria Elisabeths und im Namen aller, innigen Dank, liebe Wohltäter, die durch ihre großmütigen Almosen sie vom Elend errettet haben, im Namen all derer, die sie uns noch werden loskaufen und zu guten Christen machen helfen. Möge ihnen der Vater der Barmherzigkeit hundertfach belohnen, was sie an diesen armen Negerinnen tun.

1. Aus: Kleine Afrika-Bibliothek. Illustrierte katholische Monatsschrift zur Förderung der Liebe zu unseren ärmsten schwarzen Brüdern, herausgegeben von der St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg 1911, S. 136ff.





Kein Blut und sehr viel Boden

Luis Trenkers Projekt „Neue Heimat“

Robert Buchschwenter

Der „Geist“ der Pioniere

Die schlechtesten Heimatfilme hat er ganz gewiß nicht gemacht, und selbst *Der Kaiser von Kalifornien*, der „Western“, den Luis Trenker 1935 gedreht hat (Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller: Luis Trenker), wurde nicht nur von den Faschisten auf der Biennale von Venedig ausgezeichnet und von den Nazis gelobt. „Das Heyne-Filmlexikon nennt ihn 'den bis heute besten deutschen Western', und David Steward Hull vergleicht Trenker aufgrund seines *Kaiser von Kalifornien* gar mit John Wayne.“¹⁾

Den Vergleich mit John Wayne hat Trenker nicht verdient; nicht weil er kein so guter Schauspieler wäre, sondern weil ihm der zum heiteren Indianerschlächten nötige Sportsgeist des hartgesottenen amerikanischen Westernhelden fehlt (doch davon später). Außerdem lacht Trenker zu oft in die Kamera (doch das nur am Rande).

Den Charakter des Protagonisten hat Trenker geliehen und derart maßgetreu auf sich selber zugeschnitten, daß vom historischen Namensgeber nicht viel mehr übrig geblieben ist als einige Eckdaten: „Sutter, Johann August, eigtl. Johann August Suter, * Kandern (Baden) 23. Febr. 1803, + Washington (D. C.), 13. Juni 1834, amerikan. Kolonisator schweizer. Herkunft. – Wanderte 1834 nach Amerika aus u. erwarb 1839 von den Mexikanern große Ländereien an der Stelle der heutigen Stadt Sacramento (Kolonie Neu-Helvetia).“²⁾

Johann August Suter [Luis Trenker] ist ein Aufwiegler, einer, der in dieser seiner Alten Welt die alten Affen von den alten Bäumen schütteln möchte. Er ein aufrechter Kämpfer gegen jene, die sein Vaterland falsch regieren. Nur ein bißchen viel Hitze hat er in seinem Kopf: Zuerst hetzt er sich die Polizei auf den Hals, und nachdem er knapp seiner Festnahme entkommt, will er sich vom Kirchturm (gerade vom Kirchturm!) herunterwerfen.

Hinter dem schweißgebadeten Selbstmordaspiranten erscheint (in einer Bildüberlagerung) eine wie ein Jesuitenpater anmutende Gestalt [Bernhard Minetti] mit der ziemlich blöden Frage: „Sorgen, was? Suterlein!“ Es ist der „gute“ Geist des Johann August Suter, der Geist, der ihn mit neuer Zuversicht speist – „Schau! Ist die Welt nicht schön?“ – und ihm neue Wege weist: „...Ist sie nicht groß? (es kommt eine Gebirgslandschaft ins Bild) ...herrlich? (eine Insellandschaft) ...gewaltig?! (der Grand Canyon) ...unermeßlich reich?! (der Geist schreit es fast hinaus in das darauffolgende Bild einer prächtigen Prärielandschaft).“

Im aufbruchwütigen Europa der Neuzeit aber waren die „guten Geister“ der von der Gesellschaft Ausgespuckten offenbar nicht imstande, zur rechten Zeit ihren Mund zu halten, sodaß sie so lange auf ihre Schützlinge einredeten, bis die von allen guten Geistern verlassen wurden: „Das Meer wartet auf dich. Die Welt hat Platz für alle. Erobere sie dir, wenn du Mut dazu hast!“

Trenker wählt für Suter geschickt eines der vielen Motive, die die großen Auswanderungsbewegungen von Europa seit Beginn der Industrialisierung als verständlich erscheinen lassen. Religiöse oder politische Verfolgung waren neben Mißernten, Hungersnöten, ländlicher Arbeitslosigkeit, unerträglichen städtischen Lebensbedingungen usw. häufige Ursachen dafür, daß Menschen sich von der Hoffnung auf ein besseres Leben in die „Neue Welt“ locken ließen. Sie „zogen nicht aus, um ihren Wohlstand zu vermehren, sondern um dem Flend zu enttinnen.“³⁾

„Aber wieso spricht Suters Geist gerade von Reichtum und Eroberung, wo der Auswanderungskandidat doch keineswegs aus wirtschaftlichen Gründen oder einer im Heimatland nicht zu befriedigenden Abenteuerlust ins Weite getrieben wird? Trenker weist hier, offensichtlich ungewollt, auf eine Tradition hin, die die europäischen Auswanderer seit Beginn der überseeischen Kolonialisierungen in ihren oftmals erbärmlichen Gepäcksbündeln zu tragen schienen: Wenn sogar ein politisch Verfolgter bei seiner Flucht noch vom Traum nach Reichtum und Eroberung beseelt ist, dann ist das nichts anderes als der kulturelle Erbschaden, der zwar den Europäern anhaftete, aber den „Rest der Welt“ schädigte. Gewinnstreben, Geldgier, Ruhmsucht, oder auch reine Eroberungsgelüste, missionarischer bis kreuzzüglerischer Eifer (für den Segen des Christentums wie für jenen der Zivilisation) waren für die Seerüchtigkeit der ersten Weltreisenden verantwortlich. Und genau diese Untugenden gerannen in der Folge zur Hoffnung unzähliger Auswanderer; denn nicht nur Sklaven, erbeutetes Gold und andere wertvolle Dinge brachten die schwer beladenen Schiffe aus fernen Ländern zurück, sondern sie setzten auch die Versprechen in Umlauf, daß die Kolonialgebiete zu nichts anderem da wären, als von den starken Armen der Europäer unterworfen und von ihren gefräßigen Schlünden ausgelugt zu werden.

Für Suter hat seine Heimat, wie für so viele, keinen Platz mehr. Er marschiert (so will es die Bildregie) in eine untergehende Sonne hinein – während er noch wandert, schon wir (in einer Bildüberlagerung) wie sich Meereswellen ins Bild mischen –, um beim Wiederaufgehen der Sonne in der „Neuen Welt“ zu sein. Suter kommt nicht irgendwo an: wie die bereits aufgegangene Sonne ist er schon da, als sich Erzählung und Kamera seiner annehmen. Er reitet mit Packpferd durch eine Seenlandschaft, von der jedes halbwegs westerngeschädigte Kind erkennen kann, daß es sich um ein friedliches Stück wilder Westen handelt.

„Wie der Herrgott bei der Erschaffung der Welt“

Suter ist ein tüchtiger Mann: Wir sehen ihn plötzlich als selbstbewußten Pelzhändler, wie er, brüllend und mit einer Zigarre zwischen den Zähnen, in einer verrauchten Händler-schenke die Szene bestimmt. Nach nur einem halben Jahr Pelzhandel, so erfahren wir von einem böse aussehenden Menschen (er trägt eine Narbe auf dem Gesicht), scheint er sich's schon einigermaßen gut eingerichtet zu haben.

Der selbstlose Eifer, der Suter in den ersten Filmszenen (als er hingebungsvoll Flugblätter für das schläfrige Volk druckte) noch eigen zu sein schien, schlägt hier, kaum befindet er sich auf dem Boden der unbegrenzten Möglichkeiten, in die rücksichtslos naive Gier des



Westernpioniers um: „Überoll heart man's: Wescht'n [Westen], Wescht'n, Wescht'n. In die zwoa Jahr, wo i jetz do bin, hear i des Wort ununterbroch'n. Sic erzähl'n, daß des a Paradies sein soll do drüb'n und 's Korn soll drei Mol im Jahr reif werd'n...“ (Trenkers Sprache ist nun einmal keine Schriftsprache...)

So ähnlich werden wohl die meisten wilden Mander in Übersee geredet haben, wenn sie an langen Abenden Whisky in ihre glühenden Träume vom blühenden Westen gegossen haben. Sie hätten wohl besser mit dem Trinken aufgehört, bevor sie sich gegenseitig (in diesem Fall tut es Suter) mit ihrer Unternehmungslust ansteckten: „...guate Pferd' und horte Ärsch, und mir packn's!“ Beim Ritt nach Westen wird gesungen – „Die Welt ist weit... trallalla...“ –; und es ist erstaunlich, wie drei Männer es schaffen, wie ein euphorickranker Militärchor zu klingen. Man schlägt sich irgendwie durch (oder vielleicht besser: Trenker alias Suter schlägt sich mit seiner zusehends wachsenden Gefolgschaft durch), bis das Ziel erreicht ist. Suter ist auf ein Hochplateau geklettert und steht nun am Rande einer Felswand, von wo aus er sein strahlendes Lachen über begrünte Weiten breitet. (In einer Großaufnahme von unten sehen wir Trenkers Gesicht, das so eher einen triumphierenden als einen bloß erfreuten Zug annimmt.) „Kalifornien,“ brüllt Suter mit erhobenen Armen, und würde er mit etwas mehr Würde auftreten, könnte man meinen, daß er dieses Land gerade selbst erschaffen habe. Wie er mit der Bewirtschaftung des ihm zur Verfügung gestellten Bodens beginnen wolle, wird man ihn später fragen. „Wie der Herrgott bei der



Erschaffung der Welt: ganz von vorn," antwortet da der Befragte mit einem Lachen, das die Breite der Leinwand zu sprengen scheint.

Nicht den Landraub, um den es sich bei der Besiedelung Amerikas tatsächlich handelte, läßt Trenker seine Pioniere hier vollziehen. Sie fangen „ganz von vorn“ an, das heißt: vorher war nichts – keine Plünderungen, kein Gemetzel, kein Heldenmenschenum, welches sich als Herrenmenschenum gebärdete. Möglicherweise haben das einige jener eintätigen Amerikazöglinge wirklich geglaubt, nur, der Drehbuchautor hätte es besser wissen müssen. Die Landnahme inszeniert er indes wie eine Meßhandlung (als müßte man Gott danken, der einem so ein fruchtbares Land schenkt): Suter kniet sich auf den Boden, nimmt eine Handvoll Erde und spricht die Danksagung: „Do! Schau dir die Erd'n an, des isch wiea Brrot!“

Nur ein zahmer Indianer ist ein guter Indianer

Es gibt auch Indianer in Trenkers Western – als Randverzierung: unbedeutende Wesen, die irgendwann ziemlich unmotiviert das Geschehen kreuzen und den Eindruck arglos durch die Wildnis streunender Exotika machen. Jener skrupellose Halunke mit der Narbe [August Eichhorn], der Suter schon einmal unangenehm aufgefallen ist, schießt einen davon von seinem Pferd, wie es bewaffnete Westernhelden mit gefährlichen Tieren – „Hunde verfluchte!“ – nun einmal zu tun pflegen. Nicht so Suter. Er hilft dem Angeschossenen, um gleich darauf mit dessen federgeschmückten Artgenossen Friedenspfeife zu rauchen und sich bei ihnen mit einem „present“ zu bedanken. Trenkers Indianer sind keine ernstzunehmenden Fremden, sie sind so beschaffen, wie die Regie sie braucht: friedlich, linkisch und englischsprechend (!). Ebenso die Mexicaner, die das koloniale Ambiente von Monterrey schmücken: Einige sitzen Trauben schlemmernd in der Sonne, andere stehen um eine Volkslieder singende Schönheit herum, die ausgerechnet dem größten Tölpel aus Suters Crew zuzwinkert; alle tragen sie saubere Trachten, und alle sind vergnügt ...und natürlich friedlich.

Die Versöhnung zwischen den Völkern ist Trenker ein großes Anliegen (was er bereits in seinem *Berge in Flammen* demonstriert hat, wo die im Krieg plötzlich verfeindeten Freunde sich am Ende die Hand reichen). Nationalitätenhaß ist seine Sache nicht – doch mordende Mexicaner oder blutrünstige Indianer hätten auch nicht in die Welt gepaßt, die zu erobern Suter sich anschickt. Daß er selber sich nicht am großen Schlachtfest der Eindringlinge an den Alt-Eingeborenen beteiligt, soll hier den Blick davon abwenden, daß er selber Eindringling ist.

Trenker in der Rolle des Johann August Suter – und umgekehrt: Einer, der fließendes Blut verabscheut, dem es aber nichts ausmacht, sich in der Gesellschaft jener zu befinden, die die von ihnen kolonisierte Erde rücksichtslos niedertrampeln. Trenkers Naheverhältnis zu den Nazi-Größen ist hinlänglich bekannt, aber „nicht Trenkers Grundwerte wie Freiheit, Heimatliebe, Kameradschaft... rücken ihn in die Nähe des Nationalsozialismus, sondern die Gesellschaft, in der er sich befindet, das geistige Klima, in dem er sie vertritt.“⁴⁾ Sein Rückgrat war biegsam genug, um eine Rolle in Kimmichs *Germanin-Bayer 205* anzunehmen, ein Nazifilm, der Deutschlands Prädestination zur Inbesitznahme von Kolonien propagierte. Aber selber einen Streifen zu drehen, der sich für die Nazis widerspruchslos verwenden hätte lassen, dazu war er sich doch wieder zu fromm. „So haßt Trenker auch den Krieg und bewundert gleichzeitig die Tugenden, mit denen er geführt wird: Kameradschaft, Opferbereitschaft, Heldenmut...“⁵⁾ Trenker liebte es, mit gefalteten Händen an gedeckte Tische zu gehen; wer auf wessen Kosten gedeckt hatte, war ihm wurscht. Ähnlich verläuft Suters Landnahme: Er braucht niemandem etwas wegzunehmen – „Mir reit'n jetzt zum Gouverneur von Monterrey um a Lond“ (sic!) – , denn das haben andere für ihn getan. Der Gouverneur gibt Suter, der aus dem „Fluß- und Hügel-land am Sacramento (...) ein Paradies“ machen will, zu bedenken, daß die Indianer seine Siedlertruppe „skalpieren“ würden. Dem weiß Suter nur mit einer unübertreffbaren Naivität entgegenzurufen: „Die machen wir zu unseren Freunden.“

So, wie es Trenker verstanden hat, Nazis wie deutsche Juden oder Amerikaner gleichermaßen zu seinen Freunden zu machen, wenn es Filmland zu bestellen galt, läßt er seine



„braven“ Siedler ihre Pflüge über die „friedlich“ erbeutete Erde ziehen, indem er ihnen jene Scheuklappen aufsetzt, die eigentlich die Pferde tragen sollten.

Heimat bist du fremder Kälber

Dieser Suter ist nun einmal ein guter Mensch: „Des muaß amol a glückliches Lond werd'n, mit vielen glücklichen Menschen.“ Und tatsächlich macht er ein „Paradies aus der Wüste“: Kürbisse, Trauben, Orangen und Kornfelder von schlaraffischen Dimensionen, riesige Rinder- und Schafkolonien bedecken unüberblickbare Ländereien. Da schenkt ihm der „Präsident der mexicanischen Republik“ bei einem Festakt gleich das ganze Land, „zum Dank für seine segensreiche Tätigkeit für das Wohl des Landes.“ Suter habe es unzähligen Menschen „zur neuen Heimat gemacht.“

Großzügig verteilt dieser Siedlungsland an seine Arbeiter: Deutsche, Italiener, Schweizer und was der dahergelaufenen Europäer noch sich über den Boden hermachen, aus dem das Korn „wie Gold“ hervorsprießt. Indianer tauchen keine mehr auf – die braucht Trenker nicht ...zu nichts mehr –, und Mexicaner sieht man höchstens am Eingang zu Suters prächtiger Hazienda Wache stehen. Das weiße Europa hatte Landbedarf; es hat Land



genommen und sich dabei nicht mal die weißen Westen schmutzig machen müssen. „Die (von den Europäern des 19. Jahrhunderts besiedelten – rb) Landmassen wurden in einem ganz ungewöhnlichen Maß dazu benützt, die Bedürfnisse der europäischen Welt zu befriedigen.“⁶⁹ „Tausenden hat er Arbeit und Brot verschafft,“ wird Suter später noch einmal bei einer Ehrung gelobt werden, „Abertausenden den Weg zum Glück, den Weg in eine neue Heimat gewiesen.“ Diese patzige Rede zur zehnjährigen Gründungsfeier der Suter-Siedlung, die nun zur Stadt geworden ist (im Film San Francisco, in Wirklichkeit war es Sutters Neu Helvetien, an der Stelle des heutigen Sacramento), spiegelt die schuldhaft einfache Einfalt jener scheinbar tugendhaften europäischen Kolonisatoren wider, die geglaubt haben, im „Guten“ soviel Speck ansetzen zu müssen, daß das „Böse“ daneben einfach vergessen werden kann. „Als die Flut der europäischen Auswanderer die Welt überschwemmte, schossen überall auf der Welt große Häfen und Städte aus dem Boden, die sich nach Europa orientierten.“⁷⁰ Es wird eben, in typisch europäischer Manier, gründlich gearbeitet: auf daß die „Neue Welt“ die Zeichen der „Alten“ trage.

Als Suter zusieht, wie ein gefesseltcs Kalb mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt wird, schlägt seine ernste Miene in ein zufriedenes Lachen um. Er weiß natürlich, daß es dem Kalb weh tut. Aber es ist nur ein kurzer Schmerz, dann kann das Vieh wieder frei herumlaufen – mit dem Stempel des neuen Besitzers im Fleisch.

Die misslungene Heimat-Transplantation

Trenker hat sich in seinem unmittelbar vor *Der Kaiser von Kalifornien* gedrehten Film *Der verlorene Sohn* noch eine derart „heile“ Heimat vorgelogen, daß er meinte, das grausige „Sieg-Heil“-Gegröhle ignorieren zu dürfen; er hat in seinen anderen Filmen nach Kräften diese „heile Welt“ beschworen (oftmals auch wider den Geschmack der Nazi-Heiligen). Die darauffolgend kurz währende Einsicht, daß seine Heimat im Begriff war, von blutrünstigen Ungeheuern umgepflügt zu werden, veranlaßt ihn, sie kurzerhand in die „Neue Welt“ zu verpflanzen (zu dieser Zeit schwankte der Filmemacher Trenker tatsächlich zwischen den Alternativen, weiter mit seinem nach Amerika emigrierten deutsch-jüdischen Produzenten Kohner zusammenzuarbeiten, oder sich von den geneigten Nazis finanzieren zu lassen).⁸¹

Als Suter und seine Siedler sich auf kalifornischem Boden niederlassen, meint sein Kompagnon Ermattinger (Luis Gerold) abschätzig: „...der gleiche Dreck wie überoll.“ worauf Suter lachend den Kopf schüttelt: „Ihr mögts schon recht hob'n, aber wollts ihr vielleicht vor jeder fremd'n Fohn den Huat ober nehmen? I glab, uns oll'n isch a Geg'nd liaber, in der mir unser'n Huat aufgholn können, wie mir woll'n, ha?“

Auf dem richtigen Kopf will er ihn wissen, diesen Hut: „...es wär' holt schianer, sie (die noch in Europa weilende Ehefrau) kammet zu an Besitzer her und nei zu an Pächter.“ Nachdem die Einheimischen nur als bedeutungslose Statisten agieren, brauchen sich die Eingefallenen nie als Gäste zu fühlen. Man ist sofort Gastgeber; großzügig, großartig – und größenwahnsinnig. Die aufgeblasene Zuversicht, mit der Suter ein anfänglich eher bescheidenes Angebot des Gouverneurs von Kalifornien kommentiert – „einen Hausgarten hätten wir drüben auch haben können; (breit gestikulierend:) wir brauchen Boden, (die geballten Fäuste aus Hüfthöhe nach oben werfend) ...Land!!!“ – ist nur der Anfang des Hochmurs, der ihn schließlich zu Fall bringen wird. Es gelingt dem freiheitsliebenden Auswanderer zwar, mit der nach Übersee exportierten brachialen Tüchtigkeit seiner Schar die Grundlagen für eine neuen Heimat nach den Bedürfnissen der Europäer zu errichten (sogar eine Tiroler Nobelbauernstube gibt es in der Hazienda Suters).

Die Werte aber, die Trenker sonst so üppig aus euro-heimatlichem Boden wachsen läßt – der Glaube und die Demut vor dem Herrgott, Kameradschaft und treuer Gehorsam –, die bleiben dabei auf der Strecke. Es scheint den neurdeichen Aussiedlern nicht gut zu bekommen, daß sie das Beten vernachlässigen (Suters nachgekommene Frau [Viktoria von Ballasko] muß es ihnen erst wieder beibringen): Während der größte Teil von Suters Gefolgschaft nämlich einem ekelhaften Goldrausch verfällt, bekommt ihr Arbeitgeber tierische Tobsuchtsanfälle, weil er seinen Boden nicht für die Goldsuche hergeben will.

„Recht oder Unrecht, wer kann's wissen?“

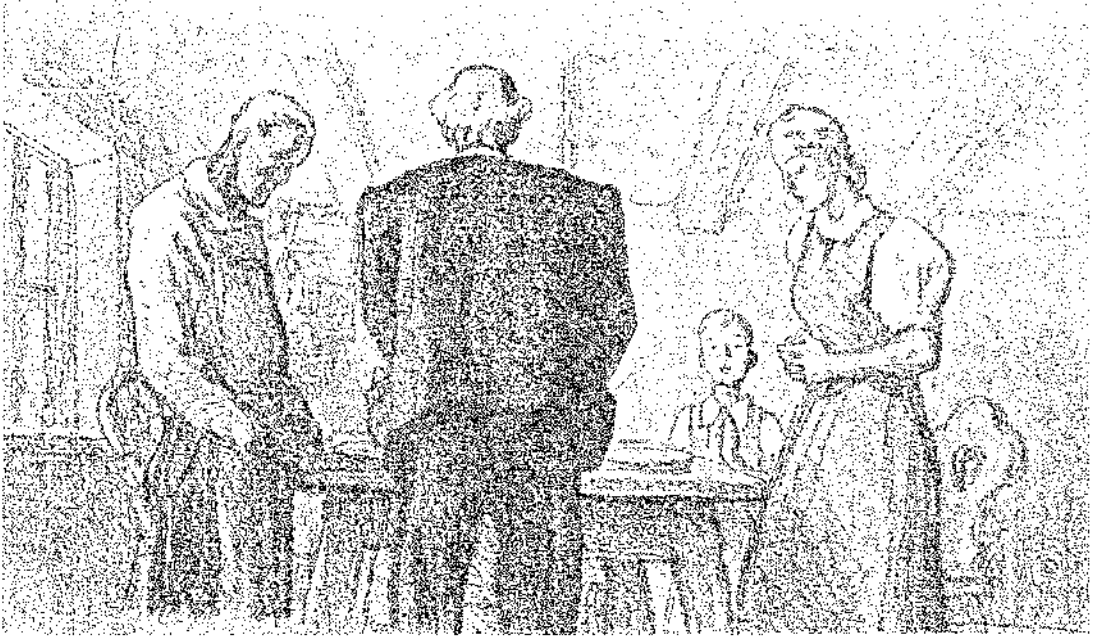
Mit dem *Kaiser von Kalifornien* wollte Trenker wieder einmal eine „große“ Geschichte erzählen (...eine der größten dramaturgischen Schwächen in den meisten seiner Filme); die Geschichte eines Menschen mit einem „stolzen Herzen“ und einem dicken Schädel. Wenn Suter auf den Boden stampft und brüllt: „Der Boden gehört mir und alles was

drunter und drüber wächst!“ oder: „Ich geb' mein Land nicht her!“, läßt uns Trenker einen schen, dem sein Reichtum zwar zu Kopf gestiegen ist, dessen Herz aber noch nach dem „rechten“ Takt schlägt. „Gold kann uns doch kein Brot aus der Erd'n zaubern!“ schreit Suter seine untreue, goldfiebriige Ex-Gefolgschaft an, „Gold hot noch nie keinen Menschen glücklich gemocht; Gold bringt nur Unheil und Verderb'n mit sich.“

Als gestürzten Kaiser läßt Trenker diesen Kolonisator keine sonderlich gute Figur machen, aber das Fettpolster aus moralischer Gesinnung, in das er ihn bettet, schützt ihn vor Verurteilung. Angesichts der ekelhaften Gier, die die Goldsüchtigen wie eine Seuche befällt, ist Suters Starrsinn in der Tat verzeihlich. Unverzeihlich aber ist die pathetische Ignoranz seines „guten Geistes“: die pathologische Ignoranz Trenkers. „Recht oder Unrecht, wer kann's wissen?“ tröstet der am Ende wieder erscheinende Geist den gebrochenen alten Johann August Suter auf den Treppen am Fuße des Kapitols von Washington. Und er entblödet sich, ihm kurz vor dem Tod zuzureden: „Sei zufrieden! Du hast der Welt in deinem Sinne gedient. Dein Herz wird ewig in den Wäldern und Flüssen Kaliforniens schlagen.“ Trenker scheint immer gewußt zu haben, was „das Rechte“ ist – knüppeldick hat er's aus der Heimat Erde gegraben und auf die Leinwand getragen. Sei's drum. Daß er auf anderen Seite jedoch in Sachen Unrecht unter chronischer Unwissenheit litt, kann kaum mehr als bloße Naivität gedeutet werden. Der Kaiser von Kalifornien ist Kulturkritik ohne Kostenrechnung. Zwar läßt der Autor seine Helden gerade in jener Welt scheitern, die zu errichten sie sich erträumt haben. Doch für ihre verbrannten Hirne scheint die Sonne Kaliforniens und für die verderbten Seelen seine Schätze verantwortlich zu sein. Daß sie bereits bei der Erschaffung ihrer eigenen „Paradiese“ (in denen Trenker dann die Sünde auftauchen läßt) Lebensräume und -formen zerstört haben, gehört für Trenker nicht zu dieser großen Geschichte eines großen Kolonisators. Wer Western-Pioniere über bereits eroberte Erde schickt und sie als Wohltäter für ihresgleichen ausgibt, ist von jener Ignoranz geschlagen, die Europa für die Eroberung der Welt so dringend benötigte. Trenker pflückt dort Blumen, wo andere Leichen in den Boden gewalzt haben, um sie uns lachenden Gesichts zu präsentieren.

Für die Inszenierung des „guten“ Europäers braucht er friedliche Indianer, nette Mexicaner und viel gesegnetes, geschenktes Land. Wenn er den Indianern wenigstens ein wenig Mordlust gelassen hätte ...

- 1) Rudolf Nottebohm/Hans Jürgen Panitz: Fast ein Jahrhundert Luis Trenker, München 1987, S. 87
- 2) Meyers Grosses Taschenlexikon, Bd. 21, Mannheim/Wien/Zürich 1990, S. 264.
- 3) Cipolla/Borchardt: Europäische Wirtschaftsgeschichte, Bd. 4; Stuttgart/New York 1985, S. 464.
- 4) Nottebohm/Panitz: a.a.O., S. 67
- 5) Nottebohm/Panitz: a.a.O., S. 51
- 6) Cipolla/Borchardt, a.a.O., S. 463
- 7) Ebda.
- 8) Vgl.: Nottebohm/Panitz: a.a.O., S. 82 ff.



„... stehend vor dem großen Tisch sprach er das Vater ...“

Un nuovo mondo da raccontare

L'immagine del Sudtirolo e dei sudtirolesi nelle novelle di una rivista del regime fascista

Giorgio Mezzalana

Dato il carattere ed i contenuti della presente pubblicazione, mi preme innanzitutto definire un percorso di lettura possibile del mio contributo. Tra gli scritti di questa monografia sul colonialismo risulta essere, infatti, l'unico intervento che ha come cornice storica quella del Fascismo. E, malgrado questa precisa delimitazione di campo, non si cura di analizzare ciò che propriamente si individua come politica coloniale fascista, ossia le conquiste d'Africa e le forme attraverso cui il regime si apprestò a dominare i nuovi territori dell'Impero.

L'attenzione da me rivolta ad uno specifico ancorché minore aspetto della politica culturale del fascismo in Alto Adige, rischia così, nell'economia di questa rassegna, di produrre alcune forzature: a) isolare come esempio tipico e unico di politica coloniale fascista quello altoatesino; b) sovraccaricare di implicazioni un piccolo frammento di cultura del regime, così come sono da intendersi le novelle apparse nella rivista *ATESIA AUGUSTA*.

Detto questo, vorrei cercare allora di spiegare brevemente a che titolo il tema da me approfondito possa trovare una sua collocazione in questo volumetto. Innanzitutto va richiamata la politica che il regime attuò in Alto Adige: una politica che, sebbene non rappresenti l'esplicito modello a cui si ricorre per definire il colonialismo fascista, nelle sue forme ricalca senza dubbio scelte e percorsi ad esso affini.

Relativamente allo specifico argomento qui trattato, invece, mi ha incuriosito, dopo una attenta lettura di tutti i brevi racconti pubblicati da *ATESIA AUGUSTA*, la possibilità di tentare la messa a fuoco dell'immagine che dell'Alto Adige e dei sudtirolesi viene data attraverso le novelle. Pur nella sua marginalità questo tema mi è sembrato degno di attenzione, perché di fatto vi si riconoscono tracce di una cultura impegnata ad edificare la casa comune dell'identità italiana e, con essa, ad indicare i canoni del comune sentire e vivere da "Italiano" in una provincia considerata terra di conquista.

L'intento programmatico della rivista – all'interno del quale pure le novelle si inquadrano – presenta, inoltre, un aspetto quanto mai interessante ai fini di questa trattazione. Nell'editoriale apparso nel primo numero di *ATESIA AUGUSTA* (marzo 1939), il suo direttore Giuseppe Mastromattei prefetto di Bolzano afferma: "più che specchio di contingenti interessi e centro propulsore di attività economiche e turistiche, deve assumere perciò un eminente ruolo di strumento d'azione a carattere squisitamente politico, e assurgere a portavoce di tutti i ceti intellettuali di questa terra di confine, sì da interpretarne il pensiero e i sentimenti, stimolare i propositi e le iniziative, cementare vieppiù i vincoli che li uniscono."¹⁾

Questa caratteristica funzione di "portavoce" dei ceti intellettuali, di irradiatore di cultura, di summa della vita intellettuale, artistica e "spirituale" della provincia, offre l'opportunità di servirci di una precisa chiave di lettura per decifrare meglio alcuni messaggi e alcune rappresentazioni di quell'Alto Adige "italiano e fascista" che veicolano anche nelle novelle.

Le novelle di ATESIA AUGUSTA

ATESIA AUGUSTA curò questo spazio letterario solo a partire dal quarto numero della prima annata (giugno 1939). Da allora, se si eccettuano il numero del giugno '41 e quello del marzo-aprile '43, le novelle fecero la loro regolare apparizione e si predisposero ad uniformarsi ai cliché imposti.

Rispettose della linea editoriale impressa a questo "laboratorio di analisi particolari" da cui doveva uscire una originale e propulsiva "interpretazione etnica, politica e civile", dovevano contribuire a sostenerne il programma di valorizzazione storico-politica, artistica, economica e turistica della "romana ed italiana terra del Brennero".

Anzi proprio l'apparizione dei primi frutti letterari, così come tutte le manifestazioni del genio creativo ispirato, permettevano di sostenere la tesi dell'avvenuta rinascita che, dopo essersi concretizzata a livello industriale ed edilizio, trovava il suo naturale e massimo compimento "con l'unità degli spiriti e la saldezza degli animi".

"Il canto degli spiriti e le opere degli artisti" scrive Giuseppe Silvestri nel primo numero di ATESIA AUGUSTA "non nascono se non da una fonte d'ispirazione sincera e vibrante d'intima commozione. E quando quel canto e queste opere nascono, vuol dire che c'è un'atmosfera propizia a farle nascere, e cioè che esse sono sentite non solo dall'artista che le crea, ma dal popolo in mezzo al quale il creatore vive e si ispira".²⁾

In realtà, le solide radici dell'italianità a cui implicitamente si fa cenno quali generatrici di ispirazione poetica, quale intimo legame da cui trae origine l'immaginario letterario, si rivelano – come ha puntualmente osservato Rolf Petri³⁾ – più una richiesta di natura politica che non vita vissuta.

Sul piano strettamente letterario le novelle di ATESIA AUGUSTA, prese nel loro complesso, non raggiungono di fatto apprezzabili livelli di originalità e compiutezza. Spesso si tratta piuttosto di brevi racconti in cui gli autori, nel migliore dei casi, ricalcano grossolanamente tessiture dannunziane e temi decadentisti. Non mancano, però, graziosi bozzetti e qualche novella gustosamente intrecciata.

Se in quanto a spessore narrativo i risultati sono tali da non interessare un eventuale approfondimento critico, lo stesso non si può dire per alcuni contenuti che, proprio perché svuotati di poesia, svelano crudamente l'ossatura dei dettati culturali a cui obbedivano.

Nel maggio 1940 la rivista, bandendo il "Concorso per una Novella", chiariva esplicitamente entro quali coordinate doveva prendere forma il racconto: "di ambiente riferito all'Alto Adige romano e fascista, destinato a celebrare in forma narrativa letteraria le magnificenze storiche spirituali panoramiche di questa italianissima Terra del Brennero". Gli scrittori, reclutati prevalentemente tra quelli iscritti ai Sindacati Fascisti degli Autori e Scrittori e dei Giornalisti (incontriamo tra questi anche un giovanissimo Gianni Brera), si

attemperano a queste indicazioni con un certo scrupolo, ma anche con una relativa elasticità. Non mancano, infatti, novelle in cui il riferimento "locale" non supera una lapidaria indicazione del nome della città o del paese in cui si svolge il racconto oppure un vago riferimento ad uno scenario di montagna. Altre volte invece vi è uno scoperto intento di promozione turistica, come nel caso di novelle che hanno come cornice, ad esempio, l'ippodromo di Merano, il lago di Braies o alcune stazioni sciistiche altoatesine. Completano la serie alcuni brevi racconti più "impegnati", in cui fanno da primo piano ambientazioni storiche o spaccati di vita del mondo contadino sudtirolese. Definiti a grandi linee questi aspetti che ci aiutano ad inquadrare meglio l'argomento in discussione, non ci resta che vedere più da vicino quali immagini vengono proposte, attraverso le novelle, di questa terra altoatesina e dei suoi abitanti.

Protagonisti i "diversi"

Inizieremo con un personaggio femminile che appare spesso sia nel ruolo di protagonista, sia come figura di secondo piano: la donna sudtirolese, contadina o servotta, tra oggetto di desiderio e ragazza in cerca di marito.

L'aspetto fisico (bella, fresca, ...) gioca un ruolo determinante nella caratterizzazione di questo personaggio ed è un elemento distintivo che spesso sovrasta le qualità relazionali. Nei rapporti che intrattiene con gli altri personaggi, queste ultime oscillano in positivo (buona, brava = desiderabile) e in negativo (rude, rozza = indesiderabile), offrendo un quadro piuttosto contrastato. Pressoché priva di doti o qualità intellettuali, anzi spesso tratteggiata come ingenua, sempliciotta e ignara viene dotata, invece, di attributi quasi maschili come la solidità (lavoratrice, sgobbona), anche se questa "solidità" va messa a confronto con una sua sostanziale bizzarria ed inrequiezza.

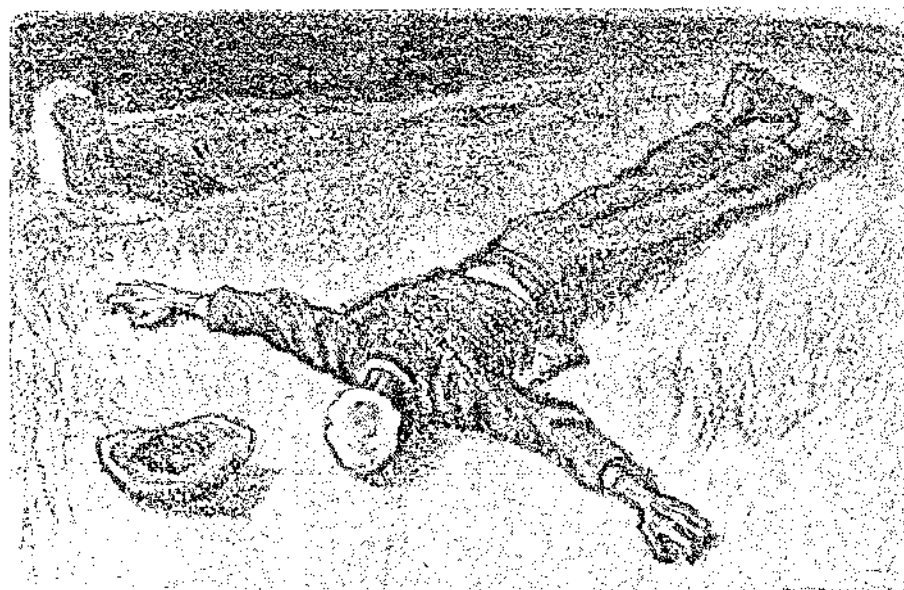
Le sue qualità morali positive (onesta, degna di fede) dominano non tanto la sfera degli affetti, dove spesso appare opportunista, furba, provocante e libertina, quanto quella dei rapporti di lavoro, di subordinazione. Gli atteggiamenti che la caratterizzano non sono quasi mai aggressivi o litigiosi e denotano un approccio al personaggio non ostile o conflittuale. In qualche novella appare addirittura "fiera" e leale nei confronti del regime, diventando figura simbolica del riconoscimento di una "italianità" non imposta dall'alto, ma "finalmente" riconquistata e a cui si fa professione di fede e lealtà. È a partire da questo che la sua "semplicità" non si coniuga più con le sue qualità negative (rudezza, ignoranza), bensì emergono le connessioni positive con solidità e fedeltà.

Pur non essendo tema ricorrente nelle novelle, la religiosità della donna sudtirolese, quando ne viene fatto cenno, è oggetto di critica e scherno; appare infatti come un paravento dietro cui si celano comportamenti poco cristiani.

Ad un raffronto ravvicinato con la donna italiana, così come le novelle ci presentano, l'immagine del mondo femminile sudtirolese si staglia maggiormente nei suoi elementi di stereotipizzazione, componendo un quadro in cui si riconosce una donna che desidera innanzitutto una vita agiata e benestante; pronta a far funzionare tutte le sue armi per arrivare allo scopo; incapace di dimostrare la sua femminilità.



„Der Kleine zu seinen Füßen spielte mit dem alten Hund“



Così, mentre l'universo femminile italiano è il sicuro e rassicurante approdo conosciuto ed amato, quello tedesco è ricco di insidie, povero di valori. E in questo stereotipo sembra percepirsi tutta la distanza e il pregiudizio di un "diverso" ancora lontano. Sintomatico è che spesso un possibile ponte sia rappresentato da una professione di assoluta fede al regime. Non sono cioè le qualità relazionali o morali a cambiare – queste sono infatti il terreno dell'insicurezza – quanto l'atteggiamento nei confronti dell'istituzione, del potere a colmare questo difetto di sicurezza e affidabilità. È la politica che invade la sfera degli affetti e che li riesce ad armonizzare, disciplinare e dominare. Malgrado questa possibilità di redenzione, che in qualche novella ha il suo epilogo nel matrimonio tra lei sudtirolese e lui soldato italiano, il tratto saliente che risulta dalle penne degli scrittori che si intrattengono nella descrizione del mondo femminile tedesco, resta una percezione distorta e densa di pregiudizio.

Per quanto riguarda "il sudtirolese" possiamo dire che è un personaggio che complessivamente non appare spesso e quando accade, il ritratto che viene offerto ci presenta un protagonista analizzato da più prospettive. La sua relativa marginalità, rispetto all'universo dei personaggi nelle novelle di ALESSIA AUGUSTA, va in parte letta come scarsa rilevanza della figura (in questo caso il contadino, il montanaro) rispetto ad un intreccio che deve affascinare ed intrattenere il lettore. Di fatto, la preminenza dei temi legati al raccontino rosa e alla "desiderabilità" della donna tedesca, fanno sì che il mondo contadino entri nelle novelle al femminile.

Può essere interessante notare, però, come il contadino sudtirolese, a differenza di altri personaggi italiani, non sia mai oggetto o soggetto di burla, ironia, canzonatura o spregio. Oltre alla difficoltà di maneggiare un personaggio difficile per la novella, potremmo considerare questo elemento come una sorta di distacco, di scarsa familiarità. Vi è comunque un'ulteriore chiave per spiegarlo: per alcuni autori questa figura diventa una specie di prova testimoniale dell'italianità del territorio e del sangue romano che scorre ancora vivo nelle vene degli abitanti di questa terra. In altri è la dimostrazione vivente della grandezza di un regime, che permette anche ad un semplice valligiano sudtirolese di integrarsi facilmente e perfettamente in realtà distanti dalla sua terra natia e beneficiare di rispettabili ruoli sociali a cui concorre grazie ad alcune sue specifiche peculiarità (l'altezza, la prestanza, la conoscenza della lingua) così valorizzate.

È evidente, in ogni caso, la non centralità del personaggio, relativamente a ciò che invece è chiamato a dimostrare: a) l'italianità dell'Alto Adige e dei suoi abitanti che, in quanto tali, non possono essere considerati e, soprattutto, non possono considerarsi diversi; b) la benevolenza del regime fondata sull'imperativo della naturale appartenenza italiana di tutti gli altoatesini. E siccome non si può essere buoni italiani senza essere buoni fascisti, allora anche il contadino sudtirolese diventa il ritratto del buon fascista ed è solerte sostenitore della grande politica del Duce, vera protagonista dell'immaginario di questi scrittori.

Alcune novelle ci presentano altre prospettive di lettura, in cui sembrerebbero lontani gli echi della retorica di regime vestiti su questa figura. Vi sono due racconti – definibili a grandi linee come rappresentazioni d'ambiente – in cui il contadino si muove nel suo spazio e rappresenta effettivamente se stesso, i suoi valori, la sua quotidianità. Vi è, in sostanza, un avvicinamento dello scrittore al personaggio, contraddistinto da sensibilità,



Alle Illustrationen aus „Athesia Augusta“ (übersetzt)

rispetto e una certa fascinazione per un mondo che intende conoscere e far conoscere più da vicino. In questi racconti, due per l'esattezza e firmati dallo stesso autore (Rosaria Rocco)¹¹, i protagonisti – un montanaro e un vecchio contadino – vengono presentati esaltandone qualità relazionali e morali. La stessa rudezza che potrebbe connotare in negativo il sudtirolese e che risulta uno degli stereotipi più resistenti, si stempera e si bilancia nel primo caso in grande generosità, nel secondo in bontà, serenità e purezza.

Anche in questi due esempi, comunque, pur riscontrando una effettiva sensibilità e morbidezza nella caratterizzazione delle figure, ciò che campeggia è la serenità, la bontà e la purezza che solo un solido legame con la terra può originare.

L'Alto Adige, la montagna, la terra

Luoghi e caratteri dei luoghi si configurano nelle novelle sia come sfondi che come temi, alternando visioni in cui è palese un richiamo all'importanza di veicolare una appetibile

immagine turistica di questa terra ad altre il cui sforzo pare rivolto a scoprirne una funzione che definiremmo "terapeutica" e che cercheremo meglio di spiegare più avanti. Relativamente al primo aspetto è la figura del turista che prevalentemente riveste, pur non direttamente, il compito di accompagnarci, quasi diventasse un agente turistico, a scoprire dei posti ideali per soggiornarvi. L'ambiente in cui si trova ad agire, ossia le stazioni turistiche d'élite, è l'isola vacanziera di cui si apprezza l'amenità dei luoghi e la poesia della natura. Su questa specie di cartolina illustrata non si scorgono, però, segni di presenza umana. Contadini e valligiani, così come masi e campi, non sono oggetto di osservazione o descrizione. L'opera dell'uomo, il paesaggio antropizzato, fa semmai capolino laddove si esalta l'opera del regime, che crea moderne infrastrutture per una più qualificata ricezione turistica (ippodromo, strade, ...). Lo sguardo del turista, inoltre, costantemente attento a descrivere lo spettacolo e la poesia della natura, non manca a volte di evocare quel carattere simbolico di "paesaggio-confine sacro" d'Italia, che sembra moltiplicare il fascino dei luoghi e donare quel senso di familiarità dovuta al sentirsi "a casa propria".

Questa percezione è esemplarmente riassunta in una novella di Gino Cornali, "Un'avventura a Braies", dove l'autore ad un certo punto spiega, in prima persona, le ragioni della scelta del suo personaggio: "Ha scelto Braies prima di tutto perché è nelle Dolomiti (...) un tempio ideale innalzato da Dio alle porte d'Italia come per consacrarne l'invulnerabilità. E, nelle Dolomiti, ha scelto il lago di Braies perché (...) lavorerà come fosse nel suo studio milanese".⁵⁾

Se questa risulta la fotografia di un Alto Adige da vendere su carta patinata, c'è un'altra immagine che si impone nelle novelle. È quella dell'Alto Adige da amare, dell'Alto Adige in cui bisogna "saper vivere" e che bisogna saper conquistare. Ritroviamo qui, rielaborati in chiave narrativa, temi squisitamente politici che ci offrono probabilmente il miglior esempio di quella contaminazione tra propaganda-azione politica e genio creativo, che, come abbiamo visto in precedenza, costituiva uno dei presupposti su cui si informava la linea editoriale della rivista.

Ed è anche qui che meglio si profila il ruolo "terapeutico" di questa terra che, lontana dal mistificante mondo delle grandi metropoli, permette il ritorno ai sani, veri e profondi valori della vita. In estrema sintesi, quella palestra del "saper vivere" e "ben fare" che nei propositi di Mastromattei doveva forgiare uomini di regime che sapessero integrarsi, trovare qui le proprie radici, che sapessero ben amministrare e presentarsi come cristallini esempi di moralità.⁶⁾

Vi è, nei racconti che si sviluppano su questa traccia, una curiosa convergenza di temi con la letteratura sudtirolese degli anni trenta, dove il rapporto autentico tra uomo e natura si delinea come indissolubile legame di appartenenza, di richiamo alla Heimat. Specularmente anche le radici italiane in Alto Adige crescono, almeno così nell'immaginario degli scrittori di *ALTESIA AUGUSTA*, in un riconosciuto rapporto simbiotico con la terra e la montagna gelose custodi di genuini valori ormai in dissoluzione nel caotico, molle e falso universo cittadino.

Nella novella "La forza del silenzio" di Giorgio Pellini⁷⁾, il protagonista è il perfetto esempio di giovane bravo, dotato, intelligente e intraprendente che, dopo aver vinto un concorso per diventare direttore dell'agenzia turistica di Siusi, lascia il suo lavoro di avvocato

a Milano, per trasferirsi definitivamente in Alto Adige. L'esperienza dell'incontro con questa provincia è talmente intensa che a contatto con la natura e la montagna il personaggio scopre il senso vero della vita e le sue radici. Ritornato poi per un breve tempo a Milano si sentirà "perseguitato" dalla "nostalgia" di Susi. Una nostalgia che pare costituire il tentativo di definire una Heimweh tutta italiana. Per il protagonista si tratta di una vera e propria rinascita, scandita da una continua sfida a ciò che appare inaccessibile (la montagna, la roccia). Alla vera vita, all'uomo nuovo si giunge, dunque, attraverso esperienze violente ed affascinanti, così come violento ed affascinante è il sapore del silenzio della vetta conquistata. L'italiano "pulito" simboleggiato nel racconto è colui che sa accettare e vincere le sfide impossibili per temprarsi, che rifiuta le falsità della vita ed il superfluo per fare suoi i valori dell'essenzialità, del "silenzio" e che sa trovare in terra altoatesina le sue radici.

La montagna e l'Alto Adige da amare fanno da sfondo ad un'altra novella⁸⁾ in cui si consuma una burla ai danni di un burocrate "indolente come un turco, grosso come un demofutocratico anglosassone", "cascato" a Bolzano perché "costretto" dal Ministero. Il personaggio, che viene presentato come la perfetta antitesi del bravo amministratore e che non riesce ad ambientarsi in Alto Adige perché non ama questa terra e brama ritornare nel suo Cilento, finirà per essere ridicolizzato dai suoi amici durante una battuta di caccia. Il suo contraltare è invece rappresentato dal collega che, risiedendo da cinque anni in Alto Adige, "aveva imparato" ad amarlo e ad amare con esso la montagna. Cercando di diventare il lettore con un racconto giocato sulla "burla", Vincenzo Filippone (nominato nel 1940 presidente dell'INCF di Bolzano), si preoccupa in modo prettamente didattico di indicare nell'Alto Adige un luogo che, se amato, preserva dalle mollezze quotidiane e permette all'uomo, al funzionario in questo caso, di misurare costantemente il suo ardimento sfidando "il volto titanico dell'Alpe eterna".

Questa connotazione di terra capace di rigenerare lo spirito e il fisico, di essere prodiga di effetti benefici per chi sappia viverla ed apprezzarne i valori che custodisce e la genuinità, è l'immagine che meglio rappresenta il tentativo di sedimentarla come oggetto di desiderio. Letto tra le righe, in sostanza, c'è il deciso sostegno ad un'opera di conquista che, se si era concretizzata a livello politico ed amministrativo, doveva ora interessarsi a conquistare gli stessi italiani che in Alto Adige avrebbero governato e vissuto. È un dato che è possibile ricavare dall'analisi di un'altra novella in cui si mettono a confronto due figure emblematiche: una famiglia borghese di città (Bolzano) in gita in montagna, a rappresentare una realtà urbana italiana che non riesce a riconoscere questa provincia come terra a cui legarsi e una famiglia contadina italiana a rappresentarne una rurale perfettamente integrata. Un incidente occorso alla macchina dei gitanti è l'occasione, per le due famiglie, di conoscersi. Ne' "Il giorno di festa" di Ulderico Tegani⁹⁾, la distanza in cui l'autore parrebbe riassumere lo scarto tra città e campagna, tra contadini e borghesi, tra italiani e Alto Adige, si colma fino a diventare conciliazione attraverso l'incontro che avviene nella povera ed accogliente casa contadina. In particolare nel racconto è interessante notare due sequenze che ne sintetizzano il messaggio: 1) l'incontro tra queste due realtà è reso possibile dal riconoscimento della validità dei radicati ed indissolubili valori del mondo contadino e quindi dalla loro necessaria conservazione. Ed è questo elemento che, nella novella, permette di riunire tutti attorno ad un tavolo come fossero un'unica

grande famiglia; 2) la conciliazione non si esaurisce come edificio di valori comuni che riescono a rimuovere le differenze, comprese quelle sociali, ma diventa alla fine del racconto, conciliazione stessa con questa terra. Infatti, quasi a fungere da metafora di quel “giorno di festa” che potrebbe diventare il momento in cui tutti gli italiani riusciranno ad amarla come “casa”, i protagonisti, usciti a guardare i campi composti a gruppi o coppie secondo l'età, i giovani coi giovani, i maturi coi maturi, i vecchi coi vecchi”, i contadini coi cittadini, esclamano: “Guardamelo adesso, quest'Alto Adige, e dimmi se non è un lembo di Paradiso”.

- 1) ATESIA AUGUSTA, Anno I, N1, Bolzano–Marzo 1939 XVII, p. 5
- 2) Giuseppe Silvestri, Clima di rinascita, in Ibi, p. 14
- 3) Rolf Petri, Storia di Bolzano, il poligrafo, Padova, maggio 1989, p. 139
- 4) R.Rocco, La guida, in ATESIA AUGUSTA, agosto 1939; e R.Rocco, La terra, in Ibi, agosto 1940
- 5) G.Cornali, Un'avventura a Braics, in Ibi, dicembre 1939
- 6) E.Garlato, Quel giugno del trentanove, Nuova ERI, Torino 1988, p. 39
- 7) G.Pellini, La forza del silenzio, in ATESIA AUGUSTA, aprile 1941
- 8) V. Filippone, Il cacciatore selvaggio, in Ibi, gennaio 1941
- 9) U.Tegani, Il giorno di festa, in Ibi, febbraio 1941

Erzählungen von einer neuen Welt

Das Bild Südtirols und der Südtiroler in den Novellen einer faschistischen Zeitschrift

Welche Parallelen gibt es zwischen der italienischen faschistischen Kolonialpolitik der 30er Jahre und der Kolonisierung der „Ränder“ des neuen faschistischen Reiches? Gibt es Zusammenhänge zwischen den Bildern der „Neuen Welt“ jenseits des Meeres und den Vorstellungen von den eroberten Gebieten diesseits der neuen staatlichen Grenzen nach dem Ersten Weltkrieg? Konkret: Wie ist das kulturelle Bindemittel beschaffen, das in den 30er Jahren den neuen italienischsprachigen Bewohnern Südtirols Orientierung in diesem „entdeckten“ Grenzland, in einer noch fremden Welt zu geben verspricht?

Anhand einer genaueren Untersuchung der kurzen Novellen, die ab 1939 in der lokalen faschistischen Zeitschrift *ATESIA AUGUSTIA* erschienen sind, versucht Giorgio Mezzalana einige Züge dieses kulturellen Proberungsvorhabens näher zu beschreiben. Die Bilder der Erzählungen skizzieren die extrem stereotypisierten Umrisse einer fremden und zugleich zum neuen Besitztum gemachten bäuerlichen Welt. Die Faszination der ins Unbekannte vorgeschobenen Grenze, seine Unantastbarkeit, ja Heiligkeit, sind genauso Themen der Erzählungen wie die „therapeutische“ Funktion dieses neu „entdeckten“, anziehenden und noch als unberührt geschilderten Landes. Die bäuerliche Welt als Schnittpunkt zwischen Mensch und Natur ist, so Mezzalana, nicht nur eine beliebte Thematik der schmalzigen deutschsprachigen Heimatliteratur der 30er Jahre, sondern, zumindest dem Ansatz nach, auch ein zentrales Motiv der untersuchten italienischsprachigen Erzählungen zu dieser Zeit.

Der Tag, an dem die Unterscheidung zwischen den „eingeborenen“ und neuen Bevölkerungen dieses Landes eingeebnet erscheinen, wird in einer der Novellen als „Festtag“ geschildert. Nicht zufällig verwandelt darin die literarische Phantasie die endgültige Aneignung des neuen Gebietes in einen Akt paradiesischer Glückseligkeit. Junge und Alte, Bauern und Städter, sie alle rufen gemeinsam aus: „Schau an, dieses Südtirol, und sag mir, ist es nicht der Zipfel vom Paradies!“

(Kurzzusammenfassung des Beitrags von Giorgio Mezzalana)

Kurze Auswahlbibliographie

Alfred B. Crosby: Die Früchte des weißen Mannes. Ökologischer Imperialismus 900–1900, Frankfurt/M. (Campus Verlag) 1991

Heinz Dietrich, Hanno Zickgraf (Hg.): Sieger und Besiegte im Fünfhundertjährigen Reich. Emanzipation und lateinamerikanische Identität: 1492–1992. Bonn (Pahl-Rugenstein Verlag Nachfolger) 1991

Gustavo Esteva: Fiesta – jenseits von Entwicklung, Hilfe und Politik, Frankfurt (Brandes & Apsel/Südwind) 1992

Bruni Höfer, Heinz Dieterich, Klaus Meyer (Hg.): Das Fünfhundertjährige Reich. Emanzipation und lateinamerikanische Identität 1492–1992, Bonn (Pahl-Rugenstein Verlag Nachfolger) 1991

Norman Lewis: Die Missionare. Über die Vernichtung von anderen Kulturen. Ein Augenzeugenbericht. Stuttgart (Klett-Cotta), 1991

Ueli Mäder: Vom Kolonialismus zum Tourismus – von der Freizeit zur Freiheit. Zürich (rotpunkt) 1988.

Niess Frank: Am Anfang war Columbus. Geschichte einer Unterentwicklung – Lateinamerika 1492 bis heute, München (Piper Verlag) 1991

Dorothee Sölle: Gott im Müll. Eine andere Entdeckung Lateinamerika. München (dtv 11528) 1992

Rudolf H. Strahm: Warum sie so arm sind. Arbeitsbuch zur Unterentwicklung in der Dritten Welt mit Schaubildern und Kommentaren. Wuppertal (Peter Hammer Verlag) 1990

Peter Wahl (Hg.): Warum Montezuma nicht Europa entdeckt hat. Europa und die dritte Welt. Köln (PapyRossa) 1991

Immanuel Wallerstein: Der historische Kapitalismus, Hamburg (Argument Verlag) 1984

Eric R. Wolf: Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400, Frankfurt/M. (Campus Verlag) 1991

Bildquellen

Umschlag vorne:	Werner Sieber, Innsbruck
Seite 17:	Peter Stöger, Innsbruck
18 o.:	Katalog der Ausstellung „Gürteltier und Paradieser. 500 Jahre seit Kolumbus“, Wien, 1992
18 u.:	Stiftsbibliothek St. Gallen
22:	Das vierdte Buch von der neuwen Welt (Die bibliophilen Taschenbücher), Harenberg Kommunikation, Dortmund 1977, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages
24/25:	Triumphzug Kaiser Maximilians I. (Die bibliophilen Taschenbücher) Harenberg Kommunikation, Dortmund 1987, Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages
27:	Anton Freitag, Die Wege des Heils, Bildatlas zur Geschichte der Weltmission, Salzburg 1960
30–36:	Ausstellungskatalog „Hispania – Austria“, Mailand (Electa) 1992
37:	Triumphzug Kaiser Maximilians I. (Die bibliophilen Taschenbücher), Harenberg Kommunikation, Dortmund 1987 ² .
43:	Ebd.
49:	Das vierdte Buch von der neuwen Welt, a.a.O.
52:	Gerhard Heilfurth: Der Bergbau in der Kunst, Zürich 1981
59–62:	Werbematerial der Fa. Biochemie Kundl
66:	Das vierdte Buch von der neuwen Welt, a.a.O.
68:	Anton Freitag, a.a.O.
71:	Ebd.
72:	Stadt Gottes 1949/50
74/75:	Markus Wilhelm, Innsbruck
78/80:	Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (TLMF), Innsbruck, Heiligenbildchensammlung, Erinnerungsbildchen an die Heidenmission.
81/82:	Werner Sieber, Innsbruck
84:	TLMF
87:	Werner Sieber, Innsbruck
88:	Markus Wilhelm, Innsbruck
89/90:	ders.
92–104:	ders.
106:	Anton Freitag, a.a.O.
109:	Jugendmissionskalender für das Jahr des Herrn 1938, herausgegeben von der St. Peter Claver Sodalität Salzburg.
110–117:	Robert Buchschwentner
120–126:	Alesia Augusta, Bozen 1939–41

Autor/inn/en

BUCHSCHWENTER, ROBERT: geb. 1964 in Meran, studiert seit 1988 Geschichte in Wien. Filmtheoretische und filmsoziologische Arbeiten.

EGAÑA, INAKI: Mitarbeiter an der baskischen Tageszeitung „Egin“ und im baskischen Komitee gegen die Feiern zum V. Centenario „Amaiurko Quetzal Agiria“. Übersetzung des Textes von Maria Eisenhut. Abdruck aus „Das Fünfhundertjährige Reich – Emanzipation und lateinamerikanische Identität 1492–1992“, Bonn 1991, mit freundlicher Genehmigung des Pahl-Rugenstein-Verlages.

HOLZER, ANTON: geb. 1964, Studium der Politikwissenschaft und Philosophie in Innsbruck, lebt und arbeitet (u.a. als freier Zeitungsmitarbeiter) in Innsbruck.

HOLTZHAUER, RUTH: geb. 1960, lebt seit 5 Jahren in Innsbruck, Bankkauffrau, derzeit Studentin der Politikwissenschaft. Inhaltliche Schwerpunkte: Frauenforschung (Trikont, sog. Bevölkerungspolitik), wirtschaftlicher Kolonialismus (multinationale Konzerne, Weltwirtschaft), Kritik an Gen- und Reproduktionstechnologien.

MEZZAURA, GIORGIO: geb. 1954, Studium der Geschichte in Bologna, verschiedene Veröffentlichungen zur Zeitgeschichte Südtirols. Lebt als Lehrer in Bozen.

SAUER, BENEDIKT: geb. 1960, aus Bozen, Studium der Germanistik und Geschichte, lebt als freier Mitarbeiter von Rundfunk und Presse in Innsbruck.

SENSENG, GENE: geb. 1956 in den USA, Mitarbeiter der Forschungsgemeinschaft Boltzmann-Institut/Steinöcher-Fonds in Salzburg und Universitätslektor für Geschichte und Politikwissenschaft in Innsbruck, Salzburg und Wien.

STÖGER, PETER: geb. 1946, Universitätsdozent für Erziehungswissenschaften, Schwerpunkt Pädagogische Anthropologie und Ethnopedagogik, in Innsbruck, Lehrer an der Pädagogische Akademie Zams, Gastvorlesungen u. a. in Mexiko. Arbeiten u. a. zu Paolo Freire, Igor Caruso, Martin Buber. Lebt in Innsbruck.

STRICKER, JOSEF: geb. 1939, Gewerkschafter und Arbeiterpriester. Lebt in Bozen.

Für die Bereitstellung von Materialien und andere Unterstützung möchten wir Willi Pechtl, Annemarie Pleschberger, Werner Sieber, Peter Valentini und Markus Wilhelm danken.



Mit Beiträgen von
ROBERT BUCHSCHWINTER
INAKI EGAÑA
ANTON HOLZNER
RUTH HOLTZHAUER
GIORGIO MEZZALANA
BENEDIKT SAUER
GENE SENSENIG
PETER STÖGER
JOSEF STRICKER